



Berlin, den 30. März 1901.

Kröchers Traum.

Auñelos wälzte Herr Jordan von Kröcher sich auf seinem Lager. Wertwürdig: sonst hatte er in Binzelberg stets besser geschlafen als in Berlin; die ländliche Stille der Altmark hatte ihn eingewiegt und morgens wurde das Aufstehen ihm manchmal recht schwer. Weder die Direktorial sorgen der kur- und neumärkischen Hauptritterschaft noch der heikle Fall Hammerstein hatten ihn je um den Schlummer gebracht und auch den geplagten Präsidenten des Abgeordnetenhauses floh niemals der Schlaf. Er war bei allen Parteien beliebt, Jeder rühmte die Gewandtheit und Schlagfertigkeit des Vorsitzenden, dessen Witze sogar im Reichstag von Mund zu Mund gingen, und der Altmärker wurde als ein möglicher Minister genannt. Was hielt heute ihm, der die Osterferien in langen Sitzungen herbeigesehnt hatte, die Nachtruhe fern? Im Gewissen fühlte er sich nicht belastet. Er hatte gethan, was die Pflicht ihm gebot. Das Abgeordnetenhaus hatte ihn ins Schloß gesandt, um dem König zur Rettung aus der bremer Gefahr den Glückwunsch der zweiten preußischen Kammer aussprechen zu lassen. Dieses Auftrages hatte er sich korrekt entledigt und dem Hohen Hause dann die Antwort des Königs mitgetheilt. Das fand Eugen Richter unstatthaft. Der meinte, ein Verkehr des Königs mit dem Landtag sei ohne Mitwirkung eines Ministers in einem konstitutionellen Staat undenkbar. Wenn der Minister die Verantwortung für die Aussprüche des Monarchen übernehme, könne der Landtag sie zum Gegenstand einer Diskussion machen; sonst sei der Weg einer Allerhöchsten Botschaft zu wählen. Nie aber dürfe man Privatäußerungen des Königs aus

dem Gedächtniß vom Präsidentenstuhl herab dem Parlament verkünden und dann die Eröffnung der Debatte verweigern. Könnte der Präsident seinem Gedächtniß trauen und habe Wilhelm der Zweite wirklich gesagt, alle Stände seien an der bremer That mitschuldig, die Jugend sei entschuldigt, die monarchische Gesinnung seit dem Tode des alten Kaisers geschwunden, die Kritik der Krone und der Regierung zu schroff geworden, dann müsse das Abgeordnetenhaus, sobald solche Aeußerungen ihm amtlich übermittelt sind, dazu auch Stellung nehmen. Diese Demokraten wollen immer „Stellung nehmen“; ekelhafte Unsitte! Doch die Mehrheit hatte dem Präsidenten zugestimmt und ihm allerlei Schmeicheles gesagt. Die Presse war freilich ein paar Tage lang mild gewesen. Um die Presse hat Jordan von Kröcher sich aber nie gekümmert; in der zweiten Hälfte der Fünfzig wird er vor ihr doch nicht etwa das Fürchten lernen. Und gerade der Presse hatte der König mit hartem Tadel gedacht: nur natürlich, daß sie nun tobt . . . Der Vinzelberger zog die Decke bis an den Hals und rief freundlichere Bilder vor seines Geistes Auge. Häßliche Frau, die Sanderson. Auch die Dame von Maxim war für Herren nicht so schlimm gewesen, lange nicht so doll wie in Paris, war erzählt worden. Und den Bordeaux von Borchardt könnte man Palmsonntag mal probiren. Oder auch übermorgen. Für einen Altmärker ist zu Bismarcks Geburtstag das Beste gerade noch gut genug.

Ein Mäusperrn reißt den Herrn von Vinzelberg aus dem ersten Schlaf. Sollte Friedrich schon wecken kommen?

Neben dem Bett eine große schwarze Gestalt. Weißes, altmodisches Halstuch. Der mächtige Schädel scheint im Dunkel zu leuchten. Das Auge ist ruhig und ernst auf den Schläfer gerichtet.

„Morgen, lieber Kröcher. Bitte, sich gar nicht zu berangiren. Ich bin in Geschäften hier. Die Sache geht mir doch durch den Kopf. Ich fürchte die Wirkung im Ausland. Erst siegesbewußt, Stolz in der Brust und nun plötzlich Alles in Moll: die Leute werden sich keinen Vers darauf machen können. Primo loco, scheint mir, wäre der Lärm zu vermeiden gewesen. Deshalb komme ich zu Ihnen. Denn Sie haben angefangen. War es wirklich nöthig, gleich von einem ‚fluchwürdigen Attentat‘ zu reden? Die fatale Geschichte mit dem Eisenstück war schließlich ja harmlos. Und ich habe immer gefunden, daß man gut thut, sich für Nothfälle eine Steigerung vorzubehalten. Wir arbeiten heute zu viel mit Superlativen.“

„Durchlaucht, gerade bei den heutigen Zeitverhältnissen glaubte ich, daß ein kräftiges Wort für die Sicherheit der Allerhöchsten Person . . .“

„Ganz schön. Ich zweifle nicht an Ihrer guten Absicht und habe, als Privatmann, nicht das geringste Recht, Ihnen Vorhaltungen zu machen; auch nicht den Wunsch, Sie zu koramiren. Als alter Nachbar und Politiker von einiger Erfahrung kann ich aber vielleicht gewisse Privilegien in Anspruch nehmen. Ich verstehe Ihr Vorgehen; nichts Konservatives ist mir fremd. Sie sind in schwieriger Lage. Kanal und Zollgeschichte machen Ihnen zu schaffen und Sie möchten den Monarchen auf Ihrer Seite haben. Das war immer das Bestreben meiner alten feindlichen Freunde; wemms nicht mit dem Minister ging, dann gegen ihn. Heute ist die Sache besonders komplizirt. Der Hauptgrund braucht zwischen uns nicht erdrtert zu werden. Aber auch wegen der scharfen Konkurrenz des Centrums, das seine Dienste ja sehr eifrig anbietet. Daß Sie sich nicht austechen lassen wollen, begreife ich; weniger, daß Sie in der Frage des polnischen Krieges so schwach sind. Das geht doch über den fraktionellen Spatz hinaus. Namentlich dürfte das Herrenhaus sich nicht tot stellen, auf die Gefahr, daß die Affiliirten des Polenthums mit Bürgermeistern und Professoren sich zu einer neuen Mehrheit zusammenthun. Item, ich glaube, die Situation zu verstehen, und finde es menschlich und besonders vom Standpunkt heutiger Konservativen begreiflich, daß Sie den Wunsch haben, sich vor der Entscheidung über die Handelsverträge — die Ihnen übrigens nichts Rechtes mehr nützen werden, — als die Treuesten der Treuen in empfehlende Erinnerung zu bringen. Nur die Nuance hätte ich anders gewünscht. Aut aut. Wenn die Sache politisch verwerthet werden sollte, dürfte man nicht glissiren, der junge Mensch sei Epileptiker und so weiter. Da Das mal geschahen war, schien der Vergleich mit Hddel und Nobiling mir ein Bißchen gewagt und ich hätte auf das ‚fluchwürdige Attentat‘ gern verzichtet. Cui bono? Für den Monarchen kann es nicht angenehm sein, wenn das Ausland sieht, wie die Geschichte aufgebauscht wird. Der Schutz der Allerhöchsten Person ist bei fast täglichen und meist plötzlichen Reisen leider Gottes nur in beschränktem Umfange zu erreichen. Die Gefahr eines Kontagiums wird durch Geschrei und Graulichmachen nur gesteigert. Das kann Schweminger Ihnen bestätigen. Ich habe nicht den Eindruck, daß wir draußen jetzt übermäßig belübt sind. Gerade deshalb müssen wir uns hüten, unsere Zustände gar zu schwarz zu malen. Daß ein König in seinem Land nicht vor brutalen Angriffen sicher ist, soll man nur sagen, wenn die Beliebtheit des Herrn keine sichtbare Lücke zeigt.“

„Durchlaucht wollen aber auch gütigst bedenken, welchen Verdächtigen wir täglich ausgefetzt sind. Noch neulich hat der Abgeordnete Richter...“

„Ja . . . Richter hat Recht. Und ich finde es betrübend, daß man ihm immer die dankbare Rolle läßt. Auch ich vermisse bei Ihrer Aktion das unentbehrliche ministerielle Medium. Was soll Parlament, Presse, Publikum aus diesen halb amtlichen, halb privaten Mittheilungen machen? Debattirt darf darüber nicht werden; da geht denn der Wergers ins Blut. Und natürlich ärgern sich Alle, weil Alle ja mitschuldig sein sollen. In schlechter Laune, in der Depression der Krankenzubeluft sagt man Manches; ich auch. Das braucht aber nicht gleich auf den Tisch des Hauses gelegt werden. Sie haben Politik getrieben, lieber Kröcher, Politik auf eigene Faust und im Interesse der Fraktion. Gerade weil der König bei uns noch ein lebendiger Faktor ist, nicht nur ein Ornament nach englischem Muster, ist es am Ende doch keine Kleinigkeit, wenn Sie ihn sagen lassen, die Jugend sei demoralisirt, die monarchische Gesinnung im Rückgang, der bremer Unfug von allen Klassen und Ständen mitverschuldet. Das ist, wie man auch dreht und retouchirt, eine summarische Verurtheilung der Deutschen, die ich stets für das vornehmste Volk Mitteleuropas gehalten habe. Sie konnten nicht wissen, ob diese heftigen Aphorismen der ministeriellen Politik opportun waren. Wahrscheinlich nicht; denn wir müssen heute nach außen stark scheinen, um bei den verschiedenen Spielen, die beliebt worden sind, nicht Schwarzer Peter zu bleiben. Ich kenne Bülow wenig, namentlich nicht das Maß seines persönlichen Muthes, das im Allgemeinen ja den Grad der Empfindlichkeit bestimmt. Wäre ich noch im königlichen Dienst, dann hätte ich auf eine eigenmächtige Störung meiner Kreise vermuthlich recht unangenehm reagirt.“

„Wollen Durchlaucht nur überzeugt sein, daß ich nach besten Kräften dem Interesse der Monarchie zu dienen glaubte! Ich bin ja keineswegs blind gegen die Uebelstände des heutigen Regiments. Eurer Durchlaucht frühere Fraktion leidet vielleicht am Meisten darunter. Und wenn es uns vergönnt wäre, zur Hebung der ministeriellen Autorität beitragen zu können, würden wir es von Herzen gern thun. Die Mißstimmung hat gerade in unseren Reihen erschreckende Formen angenommen. Nur eine angemessene Erledigung der Zollfrage könnte hier Abhilfe schaffen. Eben deshalb schien es mir unumgänglich, bei diesem traurigen Anlaß darauf hinzuweisen, wo unter allen Umständen die festesten Stützen des Thrones zu finden sind. Alles wankt. Da muß man, als alter Preuße, die Sache doch halten, so lange es irgend geht!“

„Die Melodie kenne ich. Und daß Sie diligentiam prästiren wollten, kann ich, wie gesagt, nach Ihren Traditionen begreifen. Jeder sieht, wo er

bleibt. Aber... Als Sie mich mit Leopold Buch — es war wohl noch unter Caprivi? — im Sachsenwalde besuchten, haben Sie mir ja schon Aehnliches vorgetragen und ich habe Ihnen nach leidiger Gewohnheit in längerer Rede geantwortet. Meine Ansichten sind Ihnen also bekannt. Die Sache halten: gewiß; wenn sie zu halten ist. Das scheint sie mir aber nicht. Wenigstens nicht auf die Dauer. Ich sehe nur eine beständige Entwicklung in pejus, die mit dekorativen Effekten nicht lange mehr zu verbergen sein wird. Ich habe früh genug vor dem öffentlichen Auftreten ohne ministerielle Bekleidungsstücke gewarnt. Damals wurde ich gemieden und als der wüthende Greis auf dem Dach, der sich nicht zu helfen weiß, meinen Standesgenossen vorgeführt. Jetzt stellen sich die Folgen allmählich heraus. Und es wird noch schlimmer kommen, innen und namentlich außen. In acht Tagen ist das Deutsche Reich ja nicht zu ruiniren. Ich könnte mich in gewissem Sinn mit einem Wort des Königs einverstanden erklären. Auch ich meine: alle Klassen sind schuld. Keine hat Farbe bekannt und offen auf die Gefahr hingedeutet, die darin besteht, daß der Monarch urbi et orbi als Urheber aller politischen Handlungen gezeigt wird. Das reizt natürlich die Roheit verheßter Fanatiker. Der vernünftige Schachspieler exponirt den König nur in Fällen äußerster Noth. An diese Spielregel haben Sie nicht gedacht. Ihre Aufgabe als altmärkischer Edelmann war, den Herrn, wenn er Sie auf die Sache ansprach, mit rückhaltloser Wahrheit zu bedienen. Das ist nicht bequem. Aber Sie sind ja ein unabhängiger Mann. Und ich wäre um mein Bischen Schlaf gekommen, wenn ich jemals an meine Bequemlichkeit gedacht und verschuldet hätte, daß ein ärgerliches Privatwort des Königs Wochen lang in der Leute Mund ist.“

„Durchlaucht können unmöglich verkennen, daß die Interessen, die ich vertrete . . .“

„Sieben Uhr, gnädiger Herr. Ich habe dreimal geklopft.“

Einen Tag später sprach Herr Jordan von Kröcher, als der neue Bordeaux eingeschänkt war, bei Tische den Bismarcktoast. „Und so weihen wir dieses Glas edlen französischen Weines dem deutschen Edelmann, dessen monarchische Treue, dessen tiefe Wahrhaftigkeit für alle Zeiten unserem Handeln ein leuchtendes Vorbild sein muß.“



Die Renaissance im Kunstgewerbe.*)

Die Renaissance des Kunstgewerbes im neunzehnten Jahrhundert hatte zwei deutlich erkennbare Phasen zu durchlaufen. Die eine spielte sich gänzlich in England ab und nahm um 1860 herum festere Gestalt an (die Wirksamkeit von Ruskin, W. Morris, W. Crane u. s. w.) Die andere vollzieht sich in diesem Augenblick auf dem Kontinent und zeigte deutlich ihre eigentlichen Züge seit 1891.

Ich darf von zwei Phasen sprechen, weil die heutige Renaissance des Kunstgewerbes auf dem Festlande von der englischen Renaissance so verschiedene Charakterzüge aufweist, daß ihnen gemeinsam eigentlich nur die Idee einer Renaissance, und nichts als Dieses, ist. Doch denke ich nicht daran, zu leugnen, daß die festländische Renaissance von der englischen herkommt; sie hängt von ihr ab wie das Pfropfreis von dem Baum, auf den es gepfropft wurde. Aber gleich einem solchen sucht sie die Früchte anders zu gestalten. Mehr durch den Einfluß der Kunstwerke selbst als durch die Kenntniß der verschiedenen Theorien und Ideale, aus denen die englische Renaissance erwachsen war, wurde die zweite Renaissance befruchtet. Wir erfuhren den Einfluß der Werke, die man uns sehen ließ, früher als den der Theorien, von denen jene begeistert und bestimmt wurden, deren Beispiel wir folgten.

Die Schönheit hat ihre unschätzbaren und unmittelbaren Wirkungsmittel in sich selbst. Es brauchen ihr weder Theorien noch Erklärungen noch literarische Auseinandersetzungen voraus zu gehen. Im vorliegenden Falle genügt es, daß die Schöpfungen eines Morris, Crane, Beyley, Cobden-Sanderson uns schön erschienen und daß sich keine Schranke der Sprache oder der Schrift zwischen uns und sie stellte, um uns sogleich für den Gedanken einer Renaissance des Kunstgewerbes zu gewinnen.

Wären wir damals, in den Tagen der ersten Bekundung, über die persönlichen, gefühlsmäßigen und sozialen, in vielen Punkten einander widersprechenden Beweggründe der Schöpfer der englischen Renaissance unterrichtet gewesen, so würden Viele von uns sich ihr gar nicht und Andere wiederum zu leicht überlassen haben. Wir hätten nicht so leicht die eigentliche Triebkraft erkannt, die Tradition, die auf die Menschheit erobert und wirkt und die ihr die Sorge für die Schönheit ans Herz gelegt hat. Diese Wirkung ist nicht dem Zufall unterworfen; sie erscheint zu der Stunde, wo sich die Bedingungen des materiellen, geistigen und sozialen Lebens genügend geändert haben, hinreichend verschieden von denen der vorhergehenden Epoche geworden sind, um eine neue „Epoche“ zu begründen, die sich bisher erst in unvollständigen Ausdrucksmitteln und in formlosen Versuchen verkörpert hatte. Jetzt wird zusammengefaßt und veredelt, alle diese Versuche, alle diese Ausdrücke erhalten

*) Aus einem gleichnamigen Werke, das nächstens bei Bruno und Paul Cassirer, Berlin, erscheint.

einen neuen, bisher nie gesehenen Charakter und von da an besitzt man einen neuen Stil, der sich so viel oder so wenig von dem vorangehenden unterscheiden wird, wie das materielle, geistige und soziale Leben der Zeit von dem der vorausgehenden Epoche sich entfernt hat.

Im Allgemeinen sind die Stöße nicht sehr heftig, obwohl die Zeiträume zwischen den Geburtsstunden der verschiedenen Stile enorm sind. Dies kommt daher, daß viele Veränderungen im wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Leben mehr im Aukeren als im Kern sich vollziehen und daß die Schönheit, die ihre Seele ist, unveränderliche Formeln besitzt, von denen wir uns heute eben so wenig befreien können wie einst die Ägypter und Griechen.

John Ruskin und William Morris haben sich eben so oft auf die Schönheit wie auf die Tradition berufen und es war zweifellos die kühnste ihrer Thaten, daß sie sich für Männer der Ueberlieferung erklärten. In einer Stunde, wo Niemand in sich eine Verwandtschaft mit der gothischen Kunst empfand, haben sie sich für sie begeistert und sie auf den Schild gehoben, haben sie erklärt, daß man an die gothische Ueberlieferung anknüpfen, daß man den durch unreine und unberechtigte Einmischungen aberissenen Entwicklungsfaden wieder ansinnen müsse, haben sie der Welt als nachahmenswerthes Beispiel die Werke hingestellt, die die gothische Kunst vor jener unheilvollen Unterbrechung hervorgebracht hatte. Sie wollten eher auf eine bewußte und verständige Nachahmung des Vergangenen hinwirken als die Herstellung von Gegenständen und Werken in Angriff nehmen und organisiren, die in intinem Zusammenhang zu unserem Jahrhundert, unseren Bedürfnissen, unserer Zeit ständen. Der ganze Charakter der englischen Renaissance hängt mit dieser Absicht zusammen. Morris hat zwar versichert, daß die gothische Kunst noch viele Vorräthe unverbrauchter Kraft und Jugend besäße, aber weder er noch seine Schüler haben den Versuch gemacht, diese Jugend und diese Kräfte ans Licht zu ziehen. Und hier sind wir beim Unterschied zwischen der englischen und der festländischen Renaissance angelangt. Das Genie der Engländer bestand besonders in ihrem Geschmoch, ihrem Sinn für Maß und Würde und in der Weisheit, mit der sie ihre Vorbilder wählten. Die englische Renaissance hat besonders das Verdienst, der gothischen Kunst den Einfluß, dessen sie beraubt gewesen war, wieder gegeben zu haben. Die Werke der englischen Künstler entstanden also im Anschluß an die nach sorgfältiger Auswahl als die vollendetsten Schöpfungen der Epoche anerkannten Werke der letzten gothischen Zeit, unter Ablehnung alles Dessen, was zwischen jener Zeit und der ihren geschaffen worden war. Durch ein beständiges Rückwärtsstreben haben sie die Fühlung wieder gewonnen. Ich vermuthete, daß William Morris, als er nach fester Anknüpfung dieser Bande weiter rückwärts trieb, dazu gelangte, den Geist der gothischen Kunst zu entdecken und daß er in diesem

Augenblick ihre ewige Verjüngungskraft und ihre nahe Wiedererstehung voransagte. Er wird in ihr die Vernunft, die Schönheit ihrer Daseinsbedingungen und die Verechtigung der Formen und Mittel, mit denen sie unaufhörliche und unendliche Abwechslung in der Schönheit erzielte, erkannt haben.

Aber es ist Sache Anderer, an dieser Verjüngung zu arbeiten; er und seine Schüler werden als gläubige Verehrer der Schönheit der gothischen Kunst fortleben, deren mittelalterlichen Form sie treu geblieben sind; und sie fühlten sich zu dieser Art Schönheit hingezogen, weil sie sie aus den Risikobildungen, mit denen ihre Zeit sie umgeben hatte, herausragen sahen, wie die Spizen der gothischen Kathedralen aus den sie umgebenden Häusermassen. Ihre Rolle und ihr Leben ruhen zu Füßen dieser Thürme. Die englische Renaissance ist also eine Ueberlieferung und kann nur als eine solche angesehen werden; sie entstand aus dem lebhaften Schönheitgefühl einiger Ausnahmemenschen denen es um so leichter wurde, ihren Kultus einzuführen, als in ihrem Lande selbst das Gefühl für die Gothik nie völlig erloschen war.

Die Charakterverschiedenheit der beiden Renaissancebewegungen stammt besonders daher, daß die englischen Künstler sich von der äußeren Schönheit der gothischen Kunst erobern ließen, während wir von der schöpferischen Seite ihrer Schönheit, von ihrem hohen, aus reiner Vernunft entspringenden und kristallklaren Grundgedanken eingenommen wurden. Ich glaube, daß ihr Reiz bei den Engländern mehr auf das Gefühl, bei uns mehr auf den Verstand wirkte. Wir haben den Geist der Gothik mehr im Allgemeinen genommen und uns nicht knechtisch an Das gehalten, was er im Mittelalter hervorgebracht hatte. Das Grundgesetz der Schönheit schien uns Ewigkeit zu besitzen; und wir haben es angewandt, ohne den Hintergedanken, der Gothik ihren verblühenen Glanz wiederzugeben.

Die heutige Renaissance des Kunstgewerbes ist stark durch ihr Dogma, daß die Schönheit aus der genauen und ungezwungenen Daseinsberechtigung der Formen und Mittel quillt, daß ein Gegenstand nur schön sein kann, wenn alle seine Einzelheiten, aller Schmuck seinen Daseinszweck bereichern. Die Lehre soll bündig sein, wenn sie heilvoll sein will, und wir brauchen uns nicht über die Möglichkeit zu beunruhigen, daß diese Quelle der Eingebung sich schnell erschöpfen könne; sie ist unerschöpflich, eben so wie die Verbindungs möglichkeiten der Vernunft unendliche sind und unsere Bedürfnisse im endlosen Wechsel sie hervorrufen und ins Leben zaubern. Unsere Werke werden die Frische und die unversiegbare Fülle der Quelle, aus der wir schöpfen, beweisen.

Ich möchte nun prüfen, welche Bande uns mit der Kunstüberlieferung verknüpfen. Ich werde mich vor dem entwickelnden und belebenden Einfluß dieser Ueberlieferung beugen und mich bemühen, sie zu erkennen und aus ihr

nützlichste Belehrung zu schöpfen. Aber wenn ich Das thue, so gedenke ich doch nicht, auf meinen freien Mannesstolz, der sich um die Vergangenheit nicht kümmert, zu verzichten; ich denke nicht daran, von der Leidenschaft zu lassen, die mich besessen hält und die mich dazu treibt, unser Jahrhundert zu begreifen, die Zusammenhänge zwischen ihm und uns auszusprechen, auf die Wohlthat hinzuweisen, die darin liegt, daß wir in ihm leben und nicht im vergangenen; ganz im Gegentheil: meine Absicht ist, dieser Leidenschaft Nachrunq zuzuführen, die bereits durch die Erfahrung der Vergangenheit als gesund erprobt wurde.

Nicht wahr: wenn ich, den Ursachen und Zusammenhängen nachgehend, die Spuren des neuen Geistes, der uns belebt, in die Geschichte deutlich und klar hinauf verfolgen kann, so werde ich über den künftigen Verlauf unserer Bemühungen, insofern er mit der ganzen Vergangenheit unserer Rasse übereinstimmt, mich beruhigen können und die Kraft, die ich aus dieser Entdeckung schöpfe, wird mich mit genügender ruhiger Heiterkeit erfüllen, um mein Werk zu vollenden trotz Allem, was man darüber von Lob, Schmeichelei und Uebertreibung sagen und was man verkleinernd, feindselig und angriffend dagegen vorbringen möge? Um ruhig zu sein über den Weg, auf dem ich gehe, ist es genug, wenn ich weiß, von wannen ich komme. Und diese Untersuchung wird auch für Alle, die mir folgen, eine Beruhigung sein.

Ich greife auf die allgemeine Stimmung zurück, in der wir uns vor etwa zehn Jahren, um 1889 herum, befanden. Ich hatte sie in meinem Werke *Déblaiement d'Art* geschildert, woraus ich hier einige Zeilen anführen will, weil sich in ihnen die ganze Unruhe und Ungewißheit spiegelt, von der die Meisten unter den Künstlern damals besessen waren. Wir hatten zu jener Zeit die Empfindung, daß wir uns auf nichts mehr stützen, aber wir vermochten uns nicht zu entschließen, uns mit vollem Vertrauen auf Niemanden zu stützen. Hier finde ich denn auch die verzwickten Begriffsverwicklungen jener aus Zug und Richtung gebrachten Gehirne wieder, an deren Verwirrung freilich die damalige Verwirrung in der Kunst, die aus Malern Literaten, aus Literaten Maler und aus Musikern Landschaftler oder Psychologen machte, den meisten Antheil hatte. Ich citire:

„Es ereignete sich, daß die industriellen Künste erwachten. Aber Niemand erkannte, als es geschah, von wessen Hauch sie neu belebt wurden und zu welcher Bestimmung; Jene, denen die Gabe verliehen war, die Kunst zu erkennen und ihr zu dienen, glaubten völlig aufrichtig an die Ehrenhaftigkeit des Luxus und versielen darüber in große Freude. In der That ereignete es sich in allen Beisfallszeiten, daß der Kunstgegenstand, die Rippestache, nur um ihrer selbst willen ganz besonders zärtlich behandelt wurde.

Die übermäßige Verfeinerung und die grenzenlose Erschlaffung von

Körper und Geist machen die Menschen für das Mächtige und Gewaltige unempfindlich und ihre Sensibilität entdeckt darin schnell ein Wenig dazu gehöriger Leerheit. Wie ein eifriger peitschender Windstoß in Hirnen, die stets in geziemend lauer Temperatur erhalten wurden, so erzeugt diese Leere in ihnen bestimmte gebrechliche Vorstellungen. Und aus diesem Grunde schätzen sie den Kunstgegenstand so hoch, in dem es ihnen vergönnt ist, die bewunderungswürdigen Verwickelungen und Verschlingungen des eigenen Geistes wieder zu erkennen; ihr Auge wird da nicht verlest durch die Wirklichkeit der gar zu bekannten rohen und ausbringlichen menschlichen Formen, die für Gemälde und Bildsäule den ausschließlichen Stoff abgeben; und ihre Hände, ihre armen Hände, die krank geworden sind durch zu verwickelte, zu gehaltvolle und inhaltreiche Thätigkeit, finden die Kraft, über diese unerwarteten und willkürlichen Formen lieblosend hinzugleiten; und aus dieser unmittelbaren Berührung mit der Kunst entsteht in ihnen eine kaum bemerkbare körperliche Erschütterung, die sie glauben läßt, die Kunst ganz zu besitzen.

Und keine Grobheit ist dabei, denn diese Menschen sind so wenig grob geartet, daß ihr Fleisch sich mit Lieblosungen begnügt, die nur ein leises Streicheln sind, und mit überleichter Nahrung. Sie lassen sich am Strande nördlicher Meere nieder, wo es mild und grau ist, und Die unter ihnen, die den weibischen und lasterhaften Reiz der sinkenden lateinischen Dichtung, das Gift aller jener Werke, die J. K. Huykmans in seinem wundervollen Katalog A Rebour's sorgsam aufzählt, ausgekostet haben, verbringen nun lange schlaffe Stunden mit Lesen der chinesischen Dichter des sechsten Jahrhunderts, mit Sinnen über die Gedanken Zarathustras oder sie lassen sich blenden von dem Prismalicht der Verse Hermanns Goeter.

Alle, die so die Kunst auskosten, und die Künstler, die sie ausüben, zweifeln freilich daran, daß das Erscheinen einer neuen Kunst auf unserem Boden möglich sei; sie meinen, daß alle Versuche und alle Kämpfe den zur Erde gesunkenen Stil zu heben, fruchtlos bleiben müssen; sie glauben, daß die verwelkte, von hinschreitenden Jahrhunderten zertretene Blume in Nacht versinken wird, wenn die völlige Zerstörung des Geisteslebens der alten Welt erst Ereigniß geworden ist. Sie fühlen voraus, daß die neue Kunst herausgestammelt werden wird von einem unschuldigen, begeisterten Volk, das mit Liebe und Sorgfalt seinen verschiedenen Entwicklungsphasen folgen und bei jeder von ihnen in Verzückung gerathen wird, überzeugt, daß keine glänzendere möglich sei und daß die Kunst zum anderen Mal westwärts ziehen und, den Menschen folgend, in Amerika ausblühen werde. Daß die Stunde aber noch nicht gekommen sei, weil die Auswandernden nur ihre groben Begehrlichkeiten mitbrachten und kein Zusammenbruch ihnen das Wissen raubte, das sie jenseits des Ozeans hätten zurückerlassen sollen. Sie wissen,

daß der Gottesgedanke, der in seinem Attribut, der allumfassenden Liebe, neu entstehen wird, dieses Wunder vollführen kann. Und der Weg, dem heute die so sagenhaft, so unschuldig aussehenden Segel und die in Wirklichkeit mit allen höllischen Waaren beladenen Dampfboote folgen, wird zu dem Wege werden, der uns Weg der Heiligkeit heißen wird. Wer bislekt ist, wird ihn nicht beschreiten.' Aber für sie ist es schon genug, an alle diese Dinge gedacht zu haben, sie zu verstehen und gerecht zu finden; die Ermüdung, trotz ihrer Genüßsucht und ihrem Raffinement so weit gegangen zu sein, hindert sie, weiter zu gehen.

Inzwischen bedeen sie in den langen Träumereien, die sie so lieben, und in dem ästhetischen Geschwätz, bei dem ihnen wohl ist, alle Anzeichen auf, die eine sichtbare Umgestaltung der Kunst bestätigen.*

Dieses Suchen führte zu einem genaueren Erfassen der Renaissance von Kunstgewerbe und Ornamentik.

Bis zu diesem Augenblick hatten wir sie gesucht in einem Waldesdickicht von Spitzfindigkeiten und Ueberlegungen, von Aufregungen und Raffinements, von glühenden und verführerischen Wünschen schamheissüchtiger Hirne.

Man stelle sich vor, daß unsere Bemühungen von einem bewußten, bis zur Verzweiflung festen und gegen jeden Widerstand gewappneten Willen getragen waren. Thatsächlich trugen unsere damaligen Werke den Stempel dieser Eigenschaften. Wir kämpften als Leute, die an der Schönheit verzweifelt hatten. Nur unser Wunsch, der Herrschaft der Häßlichkeit ein Ende zu machen und dafür zu kämpfen, schien diese Renaissance ins Leben zu rufen. Und die Hoffnung auf einen Sieg erschien uns um so unwahrscheinlicher, als wir damals überzeugt waren, daß die Bewegung keine Beziehungen zur großen Masse habe.

Es bleibt eine feststehende Thatsache, daß der Renaissance ihr Lebensathem von einer auserwählten Schaar eingeblasen wurde, die sie an die Öffentlichkeit brachte und daß sie die Frucht eines Kampfes dieser Elite gegen die Masse darstellt. Aber auch davon muß die Rede sein, daß wir Hoffnung auf den Sieg unserer Bewegung und unseres Kampfes und Glauben an die blüthenreiche Entfaltung dieser Renaissance erst seit dem Tage hegen durften, wo wir begriffen, in wie voller Uebereinstimmung ihr Ausdruck zu dem Geist und dem eingeschlafenen Kunstgefühl dieser Mass: stand, wie verwandt sie diesem Geist und diesem Kunstempfinden war, dieser Richtung, die unsere Rasse hervorbrachte, als sie frisch aus der Barbarei hervorgegangen war und der Welt ihr Schönheitideal, die gothische Kunst, geschenkt hatte. Vorher erschien die Bewegung als eine künstliche, fast wie das private Werk des Aesthetikers Ruskin und seines Fortsetzers Morris; dann aber glich sie einem stürmischen Orango, der zur richtigen Stunde kam und um so unwiderstehlicher zu werden verspricht, als er lange eingezwängt gewesen war.

Hier müßte ich eigentlich die Geschichte der Verdrängung der Gothik durch die moderne Renaissance einschleiben. Ich habe meine Ansicht darüber in dem bereits erwähnten *Déblaiement d'Art* ausgesprochen; aber ich muß trotzdem hier darauf eingehen. Es ist nicht überflüssig, daß ich mich dabei aufhalte und ein Bißchen lehrhaft werde.

Wir sind im zwölften Jahrhundert, in der Zeit, wo sich die erste, unerhörte, Staunen erweckende „Offenbarung des Geistes unserer Rasse“ vollzog, die erste Erhebung ihres Herzens dem Licht und der Freiheit zu. Die endlose Nacht vor dem Jahre 1000 hatte sie bis zu einem solchen Grade ausreifen lassen, daß bei dem Erwachen der gothischen Kunst das fabelhafte Kind sich sogleich wie ein Mann aufrichtete, ganz ausgewachsen wie ein Mann, stolz wie ein Mann, unterrichtet und entschlossen wie ein Held, daß es seine Kräfte verschwendete und übereilt seinen Untergang herbeiführte.

Aber noch sicherer als seine eigenen Ueberreibungen und Uebertreibungen sollte etwas Anderes es töten: die Lust verpestete und vergiftete sich; Menschen ohne Ehrfurcht hatten den Boden aufgewühlt, unter dem das Alterthum geschlafen hatte, um seine Schönheit zu sehen, zu kennen und zu genießen. Es war Heiligenschändung und Leichenraub!

Seine Schönheit erstand von Neuem. Wahrhaftig: ich will sie nicht leugnen; aber ich leugne, daß sie eine reinere war, als die damals herrschte, und daß sie mehr Recht auf Leben und Sieg hatte. Aber jene Ausgrabungen wirkten der Absicht des Schicksals entgegen und erfüllten uns (zusammen mit dem Unverständniß für die Geistes- und Herzeigenschaften unserer Rasse) mit einem so verderblichen Gift, daß es noch manchen Jahrhunderts bedürfen wird, bis wir die Erinnerung an Das wiedererworben haben werden, was wir vorher gewesen sind.

Wir erwachen jetzt aus einer Nacht, die ganz anders ist als die vor der Geburt der Gothik. Jene war von einfachen und befruchtenden Vorgängen ausgefüllt, diese, die nur noch im Bewußtsein lebt, war eine Nacht der Alptrübe, voll Nervenzerrörung und gräßlicher Verirrung. Einst wird man richtiger über sie urtheilen und erst feststellen, daß sie in ihren Folgen furchtbar, toll und totbringend gewesen ist. Ich will mich genau ausdrücken und beschränke deshalb mein Urtheil auf uns Germanen und Angelsachsen, auf uns Nichtromanen, die wir durch Enthüllung eines Alterthums, das uns nicht hätte beeinflussen und uns sein künstlerisches Dogma, sein Schönheitideal nicht hätte aufzwingen dürfen, erfasst und aus unserer Richtung gebracht wurden.

Die Nacht, deren Finsterniß uns noch auf Hirn und Augen drückt, erscheint mir wie eine ungeordnete Folge anzusammenhängender Träume, deren Verwirklichung leidhaftig und greifbar vor uns steht. Wir können diese Nacht mit ihren Träumen wieder wachrufen, ihre Folgemäßigkeit feststellen, ihre Erscheinungen be-

urtheilen. Der Traum ist aus Steinen, die Nacht war schwer und die Zusammenhanglosigkeit reizt uns noch immer und sucht uns noch immer mit ihrem falschen Luxus und ihrer falschen Auffassung des Lebens zu locken.

Zwischen uns und unsere Vernunft haben viele Dinge sich eingeschlichen und auf diese Trennung ist der ganze Verfall in Kunst, Wissenschaft und Moral zurückzuführen.

Die Geschichte der Wiedergeburt von Kunstgewerbe und Ornamentik ist nichts Anderes als die Rückeroberung der Kunst und des angemessenen und sinngemäßen Aussehens in diesen Dingen.

Der Teufel, der sich diesmal in dem Geisteszustand der Künstler und Kunsthandwerker ausdrückte, hatte sich zwischen uns und unsere Vernunft eingeschlichen, er verhäßte uns, mit der Allmacht seiner zahllosen Verkörperungen, unsere Vernunft; seine Macht dehnte sich auf alle Gegenstände, auf alle Dinge aus, deren Andenken uns zu rauben er sich vorgenommen hatte. Die Ornamentik, die uns beim Beginn dieser Periode auffällt, war von zweifellosem Kunstwerth, aber von bestreitbarer Kümlichkeit und von einer solchen Dehnbarkeit, daß unsere Fabrikanten und Industriellen noch heute das selbe Ornament benutzen, das zum ersten Male im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angewandt wurde. Dank ihrer Unkenntniß seiner ursprünglichen Schönheit, ihrer Geldgier und der Umwandlung der bisherigen handmäßigen in eine mechanische Herstellungsweise haben sie es verändert, verunstaltet und zur Grimasse verwandelt.

Thatsächlich hat dies überflüssige und unorganische Ornament über die logische Erscheinung der Gegenstände und des Schmuckes den Sieg davongetragen. Es ist immer schlimmer damit geworden; unser Verstand wurde in Mitleidenschaft gezogen, und zwar in einem solchen Grade, daß wir schließlich den Gegenstand aus dem Ornament heraus begreifen wollten. Der menschliche Geist war nicht mehr auf der Suche nach logischen Formen und Erscheinungen, er bemühte sich nicht mehr, völlig Dem Genüge zu thun, was sich aus dem Gegenstand selbst herausholen ließ, sondern er quälte sich ab, irgend eine bestimmte Form (Thier, Pflanze, Muschel), die verführerisch erscheinen könnte, nutzbar zu machen, indem er sie für einen Tisch, einen Stuhl, einen Blumentisch oder einen Fruchtkorb verwandte.*)

Da die Einbildung der Hersteller kunstgewerblicher Dinge und Gebrauchsgegenstände so verfuhr und aus solchen Quellen schöpfte, war sie niemals in Verlegenheit; sie drohte unwiederbringlich aus unserem Geiste die Logik und das deduktive Ueberlegungsvermögen zu tilgen, dessen man sich doch bedienen muß, will man dahin gelangen, die Gegenstände zu begreifen, deren

*) Was bei einzelnen Völkern der Fall war.

organische Anlage nothwendig immer die selbe bleiben muß. Da nun das Reich der Thiere, Blumen und Muscheln nicht ausgeschöpft, aber unmodern geworden zu sein schien, so entdeckten unsere unruhigsten Sucheiferer das Reich der Mikroskopie und bedrohten uns mit einer Ornamentik, deren Kosten die Mikroben oder die Diatomen getragen haben würden. Auch diese Gefahr hätte uns nicht erschreckt, da erwiesen ist, daß in dieser Welt manche weniger bekannte Dinge vorhanden sind, die die bewundernswertesten ornamentalen Motive abgeben. Aber wir waren überzeugt, daß, je länger die Praxis, überflüssige, aufgelebte, unorganische Ornamente anzuwenden, und diese Figurenornamentik dauern würde, um so größer die Wahrscheinlichkeit werde, daß wir unter diesem Berg unseren Verstand und die Daseinsberechtigung der Gegenstände, die wir zu schaffen haben, nie herausfinden würden. Die Logik der Gegenstände und des Schmuckes verflüchtigte sich unter dieser Ueberfülle von Ornamenten, die deutlich die Etappen der menschlichen Sentimentalität in den letzten zehn Jahrhunderten erkennen lassen, eben so aber auch die Richtung auf ornamentale Strebungen und Eroberungen, die sich zuerst in einer Abflachung des Zieles, dann in Bequemlichkeit und endlich in Dummheit äußerten.

Henry van de Velde.



Die Reform der Hauswirthschaft.

Als mein Artikel über die Reform der Hauswirthschaft im zweiten Märzheft der „Zukunft“ erschienen war, wappnete ich mich mit möglichstem Gleichmuth, um den erwarteten Angriffen begegnen zu können. Seltsam genug: sie blieben aus. Dagegen kamen mir täglich briefliche und mündliche Zustimmungserklärungen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu; der Plan an sich wurde von Niemandem bekämpft, nur einzelne seiner Seiten fanden eine mehr oder weniger scharfe Kritik und die Schwierigkeiten seiner Verwirklichung wurden nach allen Richtungen erwogen. Auch Mißverständnisse tauchten auf; der moderne Leser läßt sich selten Zeit genug, einen Artikel Wort für Wort zu lesen und kommt in Folge Dessen schnell zu falschen Schlüssen. Daher sei hier die Wirthschaftsgenossenschaft, wie ich sie im Auge habe, nochmals kurz geschildert.

An die Stelle der zehn bis zwanzig Küchen, die heute das gewöhnliche städtische Miethhaus enthält und die eine unsinnige Verschwendung an Arbeitskraft, Zeit und Material darstellen, soll eine Centralküche treten. Ihre Leitung übernimmt

eine von allen Bewohnern gemeinsam besoldete Wirthschafterin. Der Raum für die Küche in den einzelnen Wohnungen wird erspart, das sonst dafür in Anschlag zu bringende Mietgeld wird für die gemeinsame Miethe der im Erdgeschoß des Hauses befindlichen Wirthschaftsräume verwandt. Eine Gaslochovorrichtung in jeder einzelnen Wohnung, die in einem kleinen Nebenraum liegen kann, ermöglicht, in Krankheitsfällen u. s. w. selbst zu kochen. Durch Centralheizung, Gas- oder elektrische Beleuchtung, Warmwasserleitung durch das ganze Haus wird weiter Arbeit erspart. Auch die Zimmerreinigung denke ich mir so centralisirt, daß es einzelnen Ehepaaren oder Kleinstehenden leicht möglich ist, ein eigenes Dienstmädchen zu ersparen, wobei ich nicht vergessen will — um gleich einem Einwand zu begegnen —, daß jeder Theilnehmer an der Genossenschaft sich natürlich Diensthöten halten kann, so viel er mag, wenn er glaubt, sie zur persönlichen Bedienung nicht entbehren zu können. In Verbindung mit den Wirthschaftsräumen sollen die Wohnräume für die Wirthschafterin und die Küchen- und Hausmädchen stehen. Zugleich sollte ein Speisezimmer und ein Wohn- oder Besesszimmer vorhanden sein, wo die Hausbewohner eventuell essen und sich aufhalten können. Dabei wiederhole ich nochmals, daß es mir nicht im Entferntesten einfiel, eine „Abfütterung im Kasernenstil“ zu propogiren und das „gemüthliche Mahl im Familienkreise“ zu verpöden. Ich habe im Gegentheil schon in meinem ersten Artikel betont, daß jede Familie und jeder einzelne Theilnehmer seine Mahlzeiten, wie bisher, im eigenen Heim einnehmen kann; Aufzüge durch das ganze Haus könnten sie leicht in jede Wohnung befördern. Für den geselligen Verkehr dagegen würde das gemeinsame Speise- und Wohnzimmer von größtem Vortheil sein. Wie häufig kommt es gerade in bürgerlichen Kreisen vor, daß man die Wohnung nicht in erster Linie für den Familienbedarf, sondern im Hinblick auf die fünf oder sechs großen Gesellschaften mietet, die man glaubt, im Jahr geben zu müssen; das Budget wird dadurch oft auf Kosten der wichtigsten Bedürfnisse ungebührlich belastet. Eine Wirthschaftsgenossenschaft könnte jedem Theilnehmer an bestimmten Tagen des Monats das Recht auf Benutzung der gemeinsamen Gesellschaftsräume zugestehen und er hätte weder nöthig, seine Häuslichkeit vor jeder Gesellschaft auf den Kopf zu stellen, noch dauernd eine Wohnung zu bewohnen, die für seinen persönlichen Bedarf viel zu groß ist. Um jedes neue Mißverhältniß zu vermeiden, betone ich auch hier, daß ein Zwang zu dieser Einrichtung der Geselligkeit natürlich für Niemanden vorhanden sein darf und Familien, die eine große Wohnung bezahlen können, selbstverständlich nicht verhindert sein werden, ihre Bekannten in den eigenen Räumen zu empfangen.

Der Plan einer Wirthschaftsgenossenschaft wäre von vorn herein ein verfehlter, wenn er die Freiheit der Theilnehmer in irgendwie drückender Weise beschränken wollte. Daß er dabei von den Einzelnen zu Gunsten der großen Vortheile: Ersparniß an Kraft, Zeit und Geld, kleine persönliche Opfer erfordert, ist selbstverständlich. Kein Fortschritt auf irgend einem Gebiet ist davon frei gewesen: bei der Einführung der Eisenbahn haben Tausende die Zerstückung der Reispoesie schmerzlich empfunden; das zu Hause gebackene Brot ist noch so Manchem eine schmerzlich süße Erinnerung; wie Viele meinen, daß die Industrie des Christbaumschmucks der erwartungsvollen Zeit vor Weihnachten ihre größte Poesie geraubt habe; und die Uniformirung der Frauen in Folge des riesigen Wachstums

der Konfektionindustrie: wie manchen heimlichen Seufzer hat sie den Vertreterinnen des „schönen“ Geschlechts schon entlockt!

Von meinen Korrespondenten ist der Werth der individuell geleiteten Küche im Gegensatz zur gewerkschaftlichen besonders hervorgehoben worden. „Die mittleren Gesellschaftskreise“, so schreibt ein Arzt aus Schlesien, „bestehen fast immer aus Leuten, die ihr Beruf aus den fernsten Provinzen zusammengewürfelt hat und die eigensinnig meist Alle ihre spezielle Provinzküche verlangen.“ Der Eine schwärmt für schlesische „gebratene Blutwurst mit Pflaumenmus und Kartoffelkloßen“, der Andere für elbische „geottene Schnedden“, der Dritte für tiefer „Karpfen in süßer Schlagsahne“ und Jeder schaudert vor dem Leibgericht des Anderen. Ich erwidere darauf, daß die Wirtschaftsgenossenschaft die Leibgerichte der einzelnen Theilnehmer allerdings nicht berücksichtigen kann, sondern daß sie jene schon heute international gewordene gute Küche führen muß, die etwa in den besten Hotels aller Großstädte zu finden ist und den Provinzialen meist vortrefflich mundet. Nebenbei kann sich ja jeder Genossenschaftler auf dem eigenen Waschkücher von seiner Frau oder seinem Dienstmädchen sein Leibgericht kochen lassen, so oft er will. Genügt ihm Das nicht, — nun, so kehre er zu dem häuslichen Herd zurück oder nehme von vorn herein gar nicht Theil an der Gemeinschaft. Das Selbe erwidere ich jenen Hausfrauen, die von dem nach eigenem Rezept zubereiteten Gänsebraten und dem selbst gebackenen Kuchen nicht lassen können. Und das Selbe gebe ich auch jener vorzrefflichen norddeutschen Hausfrau zur Antwort, die schreibt, daß sie das beste, aus drei Gängen bestehende Mittagessen für 30 bis 40 Pfennige pro Person selbst herstelle, also in einer Gemeinschaft weder besser noch billiger leben würde. Ihr Beruf ist eben der der Hausfrau, den sie aufs Beste ausfüllt, und Niemand wird sie zwingen, ihn aufzugeben. Schreibt doch die selbe Frau, daß die Zeit, die das Einkaufen und Kochen in Anspruch nimmt, „nicht besser, aber angenehmer angewandt werden könnte“; und auch dagegen muß ich protestiren. Ich habe bei meinem Plan in erster Linie an die in einem Beruf thätigen verheirateten Frauen gedacht und erstrebe seine Verwirklichung nicht deshalb, weil ich den Frauen mehr Zeit zum Nichtsthun oder zu jenem geschäftigen Nichtsthun verschaffen will, unter dem ich jede Art von Dilettantismus verstehe, sondern, weil sie sich dadurch von ihm befreien und tüchtige Berufsarbeiter werden sollen. Auch die Haushaltung ist eine Berufsarbeit für sich; wer sich für sie geeignet fühlt, soll bei ihr bleiben, sie ernst nehmen und, wenn er sich für die Wirtschaftsgemeinschaft interessiert, ihr etwa als wirtschaftliche Leiterin beitreten. Ich unterschätze den Wirtschaftsberuf nicht, wie man mir unterstellt hat; ich schätze ihn im Orogen theil jedem anderen gleich, wenn er wirklich als Beruf aufgefaßt und ausgeführt wird.

Aber noch anderen Einwendungen habe ich zu begegnen. So wird zum Beispiel die Festlegung der Hauptmahlzeiten auf bestimmte Tagesstunden von Vielen für ein unübersteigliches Hinderniß gehalten, während jetzt schon ganze Völker Das für etwas vollständig Selbstverständliches halten; in Frankreich und England nimmt Reich und Arm sein Dejeuner oder Lunch zwischen 12 und 2, sein Diner zwischen 6 und 8 Uhr ein und selbst in den Restaurants ist es fast unmöglich, zu anderer Zeit Etwas zu bekommen. Sollte Das in Deutschland unmöglich sein? Wäre es nicht vielmehr im Interesse einer geregelten Arbeit- und Tageseinteilung von großem Werth, sich auch bei uns an feste Essensstunden

zu gewöhnen? Das kleine persönliche Opfer wird auch hier durch die großen allgemeinen Vorteile reichlich aufgewogen.

Vielen, besonders manchen erfahrungreichen Ehemännern ist noch ein Stoßgeißler entchlüpft, der Ermahnung verdient: sie fürchten die Unverträglichkeit der Hausfrauen. Als Beweis wird angeführt, wie in den Sommerpensionen und Hotels die Frauen sich am Leichtesten unter einander verzanen und jede Frau mehr oder weniger heftig über das Essen zu schimpfen pflege. Beides gebe ich zu. Woher aber kommt es? Die Mehrzahl der weiblichen Sommerfrischler hat nichts zu thun; meist sitzen sie — obwohl der Radsporn schon manche Wandlung hervorgerufen hat — von morgens bis abends auf der Terrasse, im Gärtchen, im gemeinsamen Lesezimmer, sind einander wildfremd, ergehen sich, da ihnen andere Beschäftigung fehlt, im Klatschen und Nebisiren und das Alles, von idiosyncratischer Sangelei noch unterstützt, führt dann natürlich zu Explosionen. Und das gründliche Raisonniren über das Essen entspringt zu einem Theil den selben Wurzeln, zum anderen aber dem besonders den Deutschen auszeichnenden Gang zur Renommisterei: Wer über das Hotel-Essen schimpft, zeigt dadurch, wie gut er zu Hause zu essen gewohnt ist. Die Wirtschaftsgenossenschaft ist aber keine Sommerfrische; sie soll arbeitende Menschen zusammenführen, die mehr als irgendwann vorher von ihren eigenen vier Wänden, in die nicht einmal mehr der Lärm und Geruch der Küche hineinbringt, sagen können: *My house is my castle*. Zum Schimpfen über das Essen aber wird nur bei den Besprechungen der Frauen der Gemeinschaft Gelegenheit sein und es wird bei einigem guten Willen hoffentlich bald den Charakter ruhiger, sachlicher Kritik annehmen und dann auch zu praktischen Resultaten führen. Sind ganz unersiehbar, unverträgliche Elemente in der Gemeinschaft, so sollte sie das Recht haben, ihnen zu kündigen, eben so wie jeder einzelne Bewohner sich nicht länger als in jedem andern Miethhaus kontraktlich zu binden braucht. Auch hierin muß die Freiheit des Einzelnen gewahrt bleiben und der modernen Entwicklung Rechnung getragen werden, die eine ausgesprochene Gegnerin der Erbhastigkeit ist.

Damit glaube ich, allen praktischen Bedenken Rechnung getragen zu haben. Das einzige, allerdings schwer wiegende ideale Bedenken werde ich schneller zerstreuen können. Es drückt sich im Wesentlichen in folgenden Zeilen aus: „Wird die Genossenschaft ihren Theilnehmern eine völlige Isolirung, Ruhe zur Arbeit, Entwicklung der Individualität verbürgen können oder wird sie nicht vielmehr gleich gedüllte, gehorsame Soldaten fordern, wie die Kasernen?“ Dem gegenüber kann ich nicht genug hervorheben, daß sie nichts ist und sein will als eine Gemeinschaft zu praktischen Zwecken, daß ein Verkehr der Genossenschafter unter einander nur so weit nöthig ist, wie die Erörterung praktischer Fragen es erfordert, daß der Einzelne, wie in jedem Miethhaus, ganz abgeschlossen leben kann und daß — damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück — die Wirtschaftsgemeinschaft für ihre weiblichen Glieder die Voraussetzung bilden wird, um zur „Isolirung, Ruhe zur Arbeit und Entwicklung der Individualität“ zu gelangen. Ohne die Emanzipation vom Kochtopf, wie Peter Krapotkin einmal sehr richtig sagte, giebt es keine Frauenemanzipation.

Villy Braun.



Gedichte.

Sforza.

Der große Sforza ward hundert Jahr',
 Eh der Docht seines Kämpchens trocken war.
 Er aber liebte die Flamme so sehr
 Und kämpft mit dem Tod und giebt sie nicht her.

Und der Tod war müd und sprach auf ihn ein:
 „Dein Kämpchen verflackert, so gib Dich drein!
 Kein Andrer hat je so gelebt wie Du,
 Schließ endlich die glühenden Augen zu!“

Das Kämpchen kämpft, das Flämmchen glüht,
 Und Sforza lebt und der Tod war müd.
 Und Sforza weiß: nun hüte Dich
 Kein Wörtchen sprich! Es tötet Dich!

Und der Tod erzählt ihm von Schiff und Pferd,
 Von Kampf und Sieg, von Mann und Schwert,
 Von Dolch und Gift. „Erinnerst Du Dich?“
 Doch Sforza schweigt: Ich hüte mich.

Und der Tod erzählt ihm von Weib und Kind,
 Von Töchtern, die längst gestorben sind,
 Von Sohn und Enkel. „Erinnerst Du Dich?“
 Doch Sforza schweigt: Ich hüte mich.

Da beugt sich der Tod hernieder auf ihn:
 „Du hast mich besiegt, ich lasse Dich ziehn!
 Du magst Dich fürder des Lebens freun,
 Schöne Mädchen sollen Dir Rosen streun!“

Und Sforza lauscht. Schöne Mädchen? Er packt
 Des Todes Arm. Er schreit: „Ja, nackt,
 Ganz nackt!“ Er röchelt. Sein Auge sprüht,
 Sein Auge bricht. Das Kämpchen verglüht.

Vereinigung der Leiber.

Nun muß ich meine Gluth nicht zügeln mehr,
 Nun reiß' ich Dich an mich, nun hab' ich Dich,
 Nun bist Du mein, ich geb' Dich nicht mehr her!

Ich bin der Sieger, bin der Herr der Welt!
 Drück' Dich an mich, Du seliges Weib, an mich,
 Und sträub' Dich nicht: ich bin Dein Gott, Dein Held.

Noch einmal laß die irren Augen sehn.
 Nun schließ sie zu, stirb meinen Küßten, Weib,
 Wir wollen küßend, küßend untergehn.

Mein ganzer Leib ist nur ein heißer Mund
 Und tausend Lippen hat Dein junger Leib
 Und tausend Küsse segnen unsern Bund . . .



Vereinigung der Seelen.

Und wenn uns Beide alle Himmel trennen,
 Wird' ich am Jüngsten Tag aus tausend Chören
 Dein Lied und Deine Stimme gleich erkennen:

Denn durch die Sehnsucht aller Ewigkeiten
 Wird' ich nur Deine liebe Stimme hören,
 Wird mich ihr holder, sanfter Klang begleiten.

Durch all die weißen, heiligen Engelschaaren
 Wird meine Seele, liebes Seelchen, fliegen,
 Wird sich mein Wölkchen Deiner Wolke paaren.

Da will ich mich auf Deine Wolke schwingen
 Und will mich eng an Deine Seele schmiegen
 Und mit Dir knien und preisen, beten, singen . . .

Prag.

Hugo Salus.



Das romantische Naturgefühl.

Daß wir gerade bei genialen Menschen, bei intellektuell hoch stehendem Individuum oft eine ausgeprägte Liebe zur Natur, einen schwärmerischen Naturkultus finden neben Menschenverachtung und Lebensfessel, weist auf einen inneren Zusammenhang zwischen beiden Gefühlen hin. Bedeutende Menschen treten mit großen Ansprüchen ans Leben heran, sie setzen dem Leben ein Ideal entgegen, das ihre eigenen Tendenzen und Anlagen erzeugt haben. Dieses Ideal aber, das sie eigentlich für sich selbst setzen, pflegen sie zu verallgemeinern, als das Ideal überhaupt hinzustellen. Unwillkürlich wächst ihnen die Richtschnur ihres persönlichen Handelns zu der menschlicher Lebensführung überhaupt aus. Da sie reizbar und eigenwillig sind, empfinden sie jeden Eingriff der Menschen in ihr Reich, jede Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, die sie am Erreichen ihrer idealen Ziele hindert, als Kränkung, Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen. Je stärker ihr eigenes Wollen, je gradter und unbeirrter ihr Streben, um so mehr werden sie sich freie Persönlichkeiten wähnen und an die Macht des freien Willens glauben. So halten sie auch andere Menschen für frei; und wenn sie nicht die gleichen Wege gehen, so geschieht es, weil sie nicht wollen. Es wird ihnen immer schwer werden, einem anderen Charakter unter anderen Verhältnissen, anderen Lebensbedingungen auch ganz andere Ziele, Bestrebungen, Ideale zuzuerkennen.

So befinden sie sich in einem beständigen Widerstreit, einer offenen oder rein innerlichen Opposition gegen die Menschen, die Gesellschaft. Aber während starke Naturen hier den Kampf aufnehmen, sich selbst rücksichtslos durchsetzen und den Anderen ihr eigenes Ideal aufzwingen, fliehen die weicheren, empfindsameren Naturen vor dem Leben, der Wirklichkeit, den Menschen. Das ist der entscheidende Punkt in der Romantik. Die Liebe zu einem Ideal, zu irgend einer imaginären Lebensführung, einem vorgestellten Zweck und Sinn des Daseins. Die Unmöglichkeit oder das Verzweifeln an der Möglichkeit, es in der bestehenden Gesellschaft selbst zu verwirklichen und Anderen zur Verwirklichung aufzunöthigen. Der Widerstand, den man ihnen entgegensetzt, nöthigt sie, dorthin zu fliehen, wo sie keinen Widerstand finden: in die Einsamkeit, in die leblose Natur. „Der Schwärmer, nur nach dem Widerschein seiner eigenen Träume verlangend, sucht die Liebe in der Natur“, sagt Friedrich Schlegel. Hier fällt es ihnen nicht ein, vom dem Stein auf dem Wege, dem Baum mit Blüthen und Blättern, dem Wind und dem Fluß Anderes zu fordern, als er bietet. Die leblose Natur hat keinen Willen, an sie stellt man keine Forderungen, wie an die Menschen, sie verführt den erhabenen Geist nicht, von seiner Erhabenheit Stück für Stück abzulegen, damit er den anderen Menschen verständlich und brauchbar sei. Die Ab-

wesenheit jeder Freiheit läßt einen Widerstreit zwischen Natur und Menschen hier nicht aufkommen, wie zwischen den Menschen unter einander. Die Natur ist gut, weil sie nicht anders sein kann, als sie ist. Weil man von der Natur nichts Anderes verlangt, als sie zu bieten vermag, ist bei ihr Ruhe und Frieden. Weil man die Sterne nicht begehrt, kann man sich ihrer Pracht freuen. Den selben Sinn hat die Liebe zu Kindern. Bei den erwachsenen Menschen stößt man überall auf Verjagen, Abschlagen, Zurückweisen, Verweinen; im Kinde ist Alles noch Ziel, Versprechen, ein heiliges Ja-sagen. Da kann Alles werden, was man selbst als Höchstes sich wünscht. Man liebt nicht das Kind als Kind, sondern die Entwicklungsmöglichkeit in ihm, man liebt sich in dem Kinde, wie in der Eichel die Eiche. Und ähnlich schwärmt man für die Natur aus Liebe zu seinem Ideal.

Schwärmerei, Liebe, Begeisterung für die Natur braucht deshalb nicht immer mit wirklichem Naturgefühl, mit Sinn und Blick für ihren Reichtum und ihre anschauliche Mannichfaltigkeit zusammenzugehen. Hölderlin war eine Natur, die ganz in einem geistigen Innenleben aufging; in Träumereien, Gedanken versunken, zu tiefstünnigen Spekulationen hinneigend, erfüllt von Ideen und Idealen, sah er die Natur nie, wie sie war, und hörte aus ihren Lauten nur die Stimmen seiner eigenen unbefriedigten Sehnsucht. Es ist schon charakteristisch, daß er vielmehr in die Natur hineinhorcht als sieht. Nicht die objektive, bleibende Realität der anschaulich gegebenen Wirklichkeit zieht ihn an, sondern das flüchtige Rauschen des Windes, das Plätschern des Baches redet eindringlich zu ihm. „Aus dem Innern des Haines schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meeres mir zuzurufen: ‚Warum liebst Du mich nicht?‘ Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise, geheimnißvolle Hauch des Abendwindes mich anweht.“ Die leblose Natur hat keinen Werth für ihn, sie sagt ihm wenig oder nichts, darum muß er sie beleben, vermenschlichen. Nicht, um der Natur ihre verstedten Schönheiten, ihre verborgenen Geheimnisse abzuluschen und abzusehen, flieht er zu ihr, von den Menschen gequält, von den Verhältnissen gepeinigt, sondern, um die Natur zu beleben mit seinen eigenen Gefühlen und Ideen. Bei Nohier heißt es einmal: *Les inspirations superstitieuses et les rêveries crédules sont filles de la solitude et des ténèbres. Qui m'empêche de donner à ce château des habitants et des mystères?* Da haben wir den Kern des Naturgefühles der Romantiker, die der Natur am Nächsten kommen, wenn sie sie aus der Ferne sehen.

Wirklich hat denn auch die Romantik, so weit ihre Jünger nicht von Haus aus eine innige Vertrautheit mit der Natur mitbrachten, sich am Weitersten von der Natur entfernt. Es ist sehr interessant, daß eine der Romantik entgegenge setzte Geistesrichtung, die erste Wissenschaft, einen Mann hervor-

gebracht hat, der ein in der Literatur unübertroffenes feines Naturempfinden besaß: Jens Peter Jacobsen. Er, der in seinem Verhältnis zur Natur durchaus Naturalist war, steht dem symbolisirenden Hölderlin sehr fern. Um das Verhältnis der Naturbetrachtung von Jacobsen und Hölderlin würdigen zu können, mag man sich einmal zwei Bilder aus ihren Werken aus dem Poetischen ins Malerische übersetzen.

Jacobsen: Vor ihren Fenstern standen die großen Kirschbäume blühenweiß. Bouquets aus Schnee, Kränze aus Schnee, Kuppeln, Bogen, Gutlanden, eine Feen-Architektur aus weißen Blüten, mit einem Hintergrunde aus tiefstem Himmelsblau.

Hier werden wir vielleicht ein Bild erhalten, wie es die Worpstweber malen könnten. Ein echtes Frühlingbild in aller Naturtreue und Frische.

Hölderlin: Wo bist Du? trunken dämmert die Seele mir
 Von aller Deiner Wonne; denn eben ist's,
 Daß ich gelauscht, wie goldner Töne
 Voll, der entzückende Götterjüngling
 Sein Abendlied auf himmlischer Feier spielt.

Dies Gedicht würde die Darstellung eines schönen Knaben ergeben, der auf einer Flöte sehnsüchtige Melodien bläst. Kein Betrachter würde hier von einem Landschaftsbilde reden. An die Sonne würde höchstens ein rother, strahlender Hintergrund erinnern. Jeder würde das Bild als eine Phantasieschöpfung auffassen, ohne selbst an eine äußere Veranlassung wie einen Sonnenuntergang zu denken.

Die Romantik lehrte träumen; der Naturalismus, von der Naturwissenschaft geküßt, lehrt sehen, beobachten. Wo der Naturalismus einen Rausch des Lichtes, des plein air heraufbeschwor, da proklamirte die Romantik die Poesie der Nacht und der Dämmerung. Wenn die Konturen in einander fließen, wenn Alles vor dem Blick verschwimmt, wenn sich alle Bestimmtheit in dämmernde Ferne verliert, dann liebt der Romantiker die Natur, dann läßt sie seiner Phantasie den weitesten Spielraum, leistet sie den geringsten Widerstand, in ihr des Herzens Wünsche erfüllt zu sehen. Während die Naturalisten der Natur passiv gegenüberstehen, als Impressionisten dem Eindruck der Dinge hingegeben sind, stehen die idealisirenden Romantiker ihr aktiv gegenüber, um so aktiver, als sie es den Menschen gegenüber nicht sein können. So wird sie ihnen zur hingebenden Geliebten. „Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur, aber es sind heilige, selige Thränen, die ich weine vor dieser verschleierte Geliebten“, sagt Hölderlin.

So ähnelt diese Flucht in den Schoß der allsegnerischen Natur der Flucht in eine exträumte Phantasiewelt oder eine künstlich vergoldete Vergangenheit. Hölderlins Schwärmerei für Griechenland, die Vorliebe der

Romantiker für das Mittelalter, den Orient: Das sind Daseinsäußerungen dieses selben Dranges. Wo auch die Natur dem Menschen entgegentritt, ihm Widerstand leistet, weil sie häßlich erscheint, wo sie einem Bilde geträumter Schönheit, einem Ideal entsprechen soll, da flieht man in eine Vergangenheit oder eine weite Ferne, die Spuren dieser Schönheit aufweist und die man nun schöpferisch mit all dem Glanz und allen Idealen erfüllt sein läßt, die des Künstlers eigenes Herz bewegen. Denn auch die Vergangenheit ist stumm und willig; sie erhebt keinen Widerspruch, wenn man sie mit künstlichem Prunk behängt, sie wehrt sich nicht gegen Schmeichelei und unmotivirte Bewunderung, sie selbst ist geduldig und läßt mit sich machen, was man will, wenn nicht ein Kämpfer für sie auftritt, gewappnet mit dem Rüstzeug der Wissenschaft, und den schönen Glauben mit der Macht der Thatfachen zerflört. Die wirkliche Welt, das Menschengetriebe, läßt sich nicht so leicht besiegen; eher macht es das Individuum sich unterthan. Darum schafft sich der Künstler eigene Welten, Traum- und Phantasiewelten, die ihm gehören.

Diese romantische Naturbeseelung unterscheidet sich von der mythologischen Anschauung der Natur nicht nur durch die Möglichkeit für den Kulturmenschen mit seiner höheren Bildung, die Verbindung zwischen Seele und Naturobjekt wieder aufzulösen und, sobald es ihm beliebt, zu der realen Wirklichkeit wieder zurückzukehren. Das Wesentliche ist vielmehr, daß der mythologische Betrachter nach kausalen Erwägungen verfährt, daß er die Welt verstehen, erklären will und daß alles Geschehen in der Welt ihm allein verständlich und erklärlich ist, wenn er es als absichtvolles, motivirtes Thun eines menschlichen Willens aufgefaßt hat. Der Romantiker vergeistigt, beseelt die Natur, um in ein engeres Gefühlsverhältniß zu ihr treten zu können. Er verfährt teleologisch, nach den Bedürfnissen seines Gemüthes. Der Wunsch ist bei ihm der Vater des Gedankens. Er geht von der Oberfläche der Dinge zurück auf Das, was hinter ihnen liegen könnte, was sich jeder genauen Einsicht entzieht und darum gedeutet werden kann, wie es seinem Sehnen und Wollen am Meisten entspricht. Die Natur ist für ihn nur noch Symbol.

Die ganze romantische Aesthetik stellte den Symbolbegriff in die Mitte ihres Systems und bis auf unsere Tage reicht die Anschauung, als sei das eigentliche ästhetische Verhalten zur Natur, sich in sie einzufühlen und sie als Ausdrucksform eines menschlichen Geistes zu erfassen. Aber in Wirklichkeit ist diese symbolistische Naturanschauung einer ästhetischen, individualisirenden Betrachtung gerade entgegengesetzt, die jedes Ding in seiner spezifischen Eigenart aufzufassen sucht, in der ihm eigenthümlichen Daseinsform. Der Romantiker muß gerade die festen Grenzen beseitigen, Alles verschwimmen lassen, damit er überall sich selbst, seine eigene Seele erblicken kann. Und nun gleichsam eine Rache der Objekte, deren Eigenart er des-

nichtet! Da auch der Reichtum und die Bestimmtheit der Persönlichkeit nur die Gegenseite ist von dem Reichtum der seelischen Inhalte und ihrer Bestimmtheit, der Fülle und Breite unserer Beziehungen zur Welt und der Sicherheit unseres Einwirkens auf sie, so verliert diese romantische Seele immer mehr an charakteristischem Gepräge, an persönlichem Gehalt, sie wird verschwommen, gestaltlos, zur Seele schlechthin. Ueberall, wohin der Romantiker blickt, sieht er nur noch Seele, die Seele der Welt, die ihm aus dem kleinsten und unscheinbarsten Wesen eben so herausleuchtet, wie aus den geistigen Zügen seines Mitmenschen. So endet nothwendig das romantische Naturgefühl in einen mystischen Pantheismus, in dem Alles Eins wird; dies Eins aber ist Seele. War schon das Naturfühlen des Einzelnen nur eine besondere Art des Sich-Fühlens, romantischer Naturgenuß eine Form des Selbstgenusses, so erweitert es sich nun zur kosmischen Idee der Weltseele, des Weltgeistes, der in der Welt sich selbst schaut und in diesem ruhigen Schauen sein eigenes Sein genießt. Brahman ist Athmann.

Richard Hamann.



Los von der Kneipe!

Der Kampf gegen den Alkohol und das Wirthshausleben wäre viel populärer, wenn er liberaler und positiver geführt würde. Die Mäßigkeitsleute wirthschafteten zu viel mit moralischen und polizeilichen Verböten, Anklagen, Trunkuchtseseken und ähnlichen Dingen; bald gerathen sie in den Verdacht, eine fanatische Sekte zu sein, bald erscheinen sie als eine reaktionäre Kerntuppe. Das Jetern gegen das sündhafte Wirthshausleben nützt nicht viel; aber wer Besseres als die Kneipe verlangt, darf auf Aller Verständigen Zustimmung rechnen.

Das Heim hört man von allen Seiten als den allerbesten Wirthshaus-Ertrag rühmen; und da in unserem England hassenden Deutschland alles Englische Mode ist, so sagen auch wir: there is no place like home! Aber wie sieht das sweet, sweet home für Millionen unserer Landsleute aus! Ich darf hier nicht die „Wohnungsfrage“ besprechen, möchte aber mit einem Ranne, der sich um die Wohnungsreform in seiner Stadt große Verdienste erworben hat, mit dem Geheimen Kommerzienrath Gibsons in Danzig, bekennen: „Bei der Beschaffenheit der meisten städtischen Arbeiterwohnungen gehört ein nicht geringer Rath dazu, häuslich zu sein. Der Mann kommt abends von der Arbeit müde zurück; und was findet er oft in der Wohnung, die aus Stube und Küche, günstigen Falls auch noch aus einer unheizbaren Kammer besteht? Die Frau, die ihn jedes Jahr mit einem Säugling beschenkt, außerdem die dumpfe, nach der schlechten Gewohnheit unserer Arbeiter nicht gelüftete Stube, mit großen und kleinen Kindern besetzt. Da ist es nicht zu verwundern, wenn solch ein Mann, besonders, wenn er einen regen Mittheilungshang besitzt, es vorzieht, seine

Kameraden in der Kneipe aufzusuchen, die, so niedrig und verräuchert sie sein mag, ihm angenehmeren Aufenthalt verspricht als sein Wohnraum.“ Wer also die Familienwohnung gegen die Kneipe ausspielen will, Der muß das Seine dazu thun, daß die Wohnungsnoth gemildert werde. An herrlichen Vorbildern fehlt es nicht. Man lese nur das rührend gute Buch, das der Landrath Berthold in Blumenthal bei Bremen über seinen Bauverein geschrieben hat, oder man besuche in Berlin in der Proskauerstraße den großstädtischen Häuserblock, der, vom Spar- und Bauverein hergestellt, geschmackvoll und menschenfreundlich angelegt ist. Oder man lasse sich von der Abegg-Stiftung in Danzig ihre Auskunftschriften kommen; ihr Vorsitzender, der genannte Herr Wibsons, schrieb einmal: „Zum Bau von Arbeiterhäusern gehören keine großen Mittel. Die Abegg-Stiftung besaß nur ein Gründungskapital von 60000 Mark, wozu noch im Lauf der Jahre 20000 Mark Geschenke hinzugekommen sind. Und doch ist es uns gelungen, von 1892 bis 1897 180 kleinere und größere Arbeiterhäuser zu bauen.“ Will man Reformen in großem Stil, so studire man das Programm des Vereins „Reichswohnungsgesetz“ in Frankfurt a. M. oder man höre auf die Bodenreformer. Man braucht nicht völlig an ihr Evangelium zu glauben und kann es doch für weise Politik halten: die zukünftigen Baupläne in den Besitz der Städte oder gemeinnützigen Gesellschaften zu bringen, statt sie der Privatpekulation zu überlassen. Deren Interessen sind nicht so heilig, daß sie nicht auch durch ein gesetzliches Enteignungsrecht der Gemeinden beschränkt werden dürften.

Zu Wibsons kam einmal eine Frau und versuchte in ihrer Freude, nach der östlichen Sitte ihm die Hand zu küssen. „Was haben Sie aus meinem Mann gemacht!“ rief sie aus; „früher ging er jeden Abend ins Wirthshaus, jetzt benutzt er jeden freien Augenblick, um im Garten zu arbeiten.“ Der Garten ist also der zweite Bundesgenosse gegen die Kneipe. „Geben Sie mir einen Garten und ich verzichte auf den Brantwein,“ antwortete ein Arbeiter dem Präsidenten des Wohlthätigkeitamtes zu Nivelles in Belgien; und Jules Simon versicherte, daß in Sedan die Gärten den Kneipen den Todesstoß versetzt hätten. Der ärmere Mann in der Stadt kann sich aus eigener Kraft selten einen Garten erringen; er braucht Hilfe. Wie ihm die gebracht werden kann, hat Peter Schmidt im „Arbeitsfreund“ (Berlin, Simon 1897) gezeigt. In der kommunalen Fürsorge für Kleingärten steht die Stadt Leipzig obenan; es giebt dort „Familien-gärten“ (1891: 2582 in 38 größeren Anlagen), zweitens „Schreibergärten“, vom Philanthropen Schreiber ins Leben gerufen (1891: 1092 in 6 Anlagen) und „Grundstücksgärten“, von Inhabern zinsloser Grundstücke dem Kleingartenbau zur Verfügung gestellte Flächen (1884: 125) auf 81 Grundstücken). In Kiel gab es 1896: 2380 „Stadtgärten“, die an kleine Handwerker und Arbeiter vermietet waren; auch andere Hafenstädte, wie Hamburg und Flensburg, und Binnenstädte, wie Magdeburg, Dresden, Chemnitz, Altenburg, Zwickau, Darmstadt und Weimar, haben diese Stadtgärten. In anderen ist durch Vereinsthätigkeit die Kleingarten-Kultur gefördert worden; der oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein zu Rattowitz läßt seine Förderung und Aufsicht mehr als 5000 Arbeitergärten angeheißen; der Verein zur Förderung des Wohles der arbeitenden Klassen im Kreise Waldenburg hat 538 Arbeitergärten; eben so haben Arbeitgeber ihren Kneuten durch Zuweisung von Gartenland oft große Dienste erwiesen. Ich sagte

die Erfinder des Fahrrades; diese Maschine hat auf den sittlichen Charakter der Jugend den allerbesten Einfluß und alle staatlichen und städtischen Verwaltungen, die dem Kneipenhoden abhold sind, sollten darum das Radfahren fördern, das heute noch von den Behörden oft in ungerechter und thörichter Weise belästigt wird. Wenn auch nicht jeder Radfahrer ein Mähigkeitspostel ist, so weiß ich doch aus sehr vielen schriftlichen Zeugnissen, daß die meisten Radfahrer durch das Radeln der Kneipe entwöhnt, gegen den Alkohol mißtränisch und zu wärmeren Freunden der Natur und eines schlichten, gesunden Lebens werden.

Spazirengehen oder Kneipen? Das ist oft die Frage. Da lockt schönes Wetter ins Freie, schlechtes Wetter treibt zu Bier und Karten. Die Stadtverwaltungen müßten mehr Schutz gegen schlechtes Wetter bieten durch Wandelhallen, Arkaden und Schutzhäuser. Die Griechen hatten ihre Stoa und die Stoiker waren keine schlechten Philosophen, auch die Peripatetiker lehrten und lernten, indem sie wie Aristoteles in der Säulenhalle des athenischen Pygmeus herumwandelten. Ebenis war in Rom der Porticus häufig und beliebt. In Deutschland haben wir Wandelhallen fast nur in Badeorten; die Arkaden um den münchener Hofgarten sind eine seltene Ausnahme. In Bern kann man in den „Lauben“ bei jedem Wetter trocken spaziren gehen und eben so schön kann man Das in dem lieben alten Chester, dem englischen Filbesheim. Dort geht in der Hauptstraße dieser überbaute Fußweg nicht am Erdgeschoß, sondern am ersten Oberstoß der Häuser vorbei, so daß zwei Stockwerke mit Läden besetzt sind; unten verkauft man Butter, Gemüse, Brot und Kohlen, oben sind die feinen Läden, deren Auslagen auf die wohlhabenden Spazirgänger berechnet sind. Erst der zweite Oberstoß reicht dann wieder so weit wie das Erdgeschoß, er ruht nach der Straße zu auf Säulen und Balken und sein Fußboden bildet das Dach für die Spazirgänger, die auf der Decke des Erdgeschoßes gehen. Wenn die Leipzigerstraße und die Friedrichstraße in Berlin nach diesem System gebaut wären, könnten sie doppelt so viele Läden haben und man könnte bei Regen und Schnee Stunden lang in ihnen spaziren, ohne des Schirmes zu bedürfen.

In unseren Anlagen und Wäldern müssen Schutzhallen errichtet werden, aber sie brauchen nicht so theuer, schwerfällig und ungehickt zu sein, wie sie in Deutschland meist sind. Auch in den Straßen der Städte sind solche Hallen ein Bedürfnis, aber nicht so sehr für die Herrschaften, die auf dem nächsten elektrischen Wagen warten, als für die Arbeiter, die Tage lang bei jedem Wind und Wetter, bei schmelzendem Schnee, bei rauhem Ostwind, bei glühender Sonne im Freien sein müssen, besonders also für die Dienstkleute und Kutscher, die so treulich unseres Winkes harren. Vor der Südseite des Bahnhofes Friedrichstraße in Berlin fiel mir an einem heißen Mittag einmal eine Laterne auf, deren Fuß einen etwa mannsbreiten Schatten warf. In diesen Schatten hatte sich ein müder Dienstmann gesetzt, um doch etwas Schutz zu haben, und schlief. Da dachte ich an Gothenburg und Christiania, wo ich auf solchen Plätzen Häuser für die Dienstkleute sah; sie verdienten sogar noch Geld darin, da sie eine Fernspreckstelle für Jedermann damit verbunden. Und so habe ich in mancher englischen Stadt vor den Bahnhöfen und auf allen Droschkenplätzen Schutzhallen für Kutscher und Dienstkleute gesehen; sie zieren die Straßen und Plätze, da sie gewöhnlich in altenglischem Geschmack, leichter und eleganter, als wir zu bauen pflegen,

gehalten sind. In dem Häuschchen ist ein Ofen, wo Kaffee gekocht und Essen aufgewärmt werden kann; da sitzen die Leute und plaudern, lesen die Zeitung und rauchen, bis man sie braucht. Bei uns müssen sie in die Kneipe gehen; oder denkt man, daß Edelsteher nie ein Bedürfniß haben, zu sitzen? Sie haben mir diesen Zwang häufig geklagt, es ist ihnen nicht lieb, daß sie oft den letzten Groschen für Bier oder Schnaps ausgeben müssen, weil der Wirth ihnen zuruft, daß sie nicht umsonst die Stube vollspucken dürfen. Zur Selbsthilfe sind diese Leute leider zu schwach. Aber in dieser wunderlichen Welt sammelt man eher Geld für eine Schutzhütte in Tirol zu Gunsten überflüssiger Bergtragelei als für eine Schutzhalle in unserer Straße für unsere Belegenheit-Diener.

Die Stadt Breslau hat übrigens angefangen, Wartehallen zu errichten, obwohl die Wirths und ihre Freunde ihre Interessen dadurch gefährdet erklärten. Diese Hallen sind namentlich für die Arbeiter bestimmt, die über Mittag nicht nach Hause gehen können und deshalb in Hausfluren, Straßenwinkeln, auf Steinhäufen, Promenadenbänken oder sonstwo ihr Mittagmahl verzehrten oder in die Kneipe gingen. Jedes unbehagliche Gefühl ist eine Versuchung zum Alkoholgenuß; und auch für unsere Proletarier ist es unbehaglich, wenn sie an nachkalten Tagen Ruhezeit und Mahlzeit in irgend einer ungefügten Ecke aushalten müssen. Da genügt es nicht, daß wir sie vor der Kneipe und deren Gift warnen; es gehört auch menschenwürdige Arbeitsverhältnisse dazu. Aber wie sorgen denn selbst unsere Städte bisher für ihre Erdarbeiter, die etwa einen Kanal graben? Es sind oft schon von Haus aus Trinker, in diesem städtischen Dienst aber haben sie es jauer, sich zu bessern, denn der Selbstbetrug mit dem Schnaps ist oft ihr einziges Mittel, über das Unbehagen hinwegzukommen. Ein Platz in einer warmen Bauhütte und ein paar Tassen warmen Kaffees müssen doch den Stadtvätern nicht unerschwinglich erscheinen. Und wenn sie dann für ihre eigenen Arbeiter gut gesorgt haben, könnten sie auch den privaten Unternehmern über die Bauhütten Vorschriften machen, wie sie die Arbeiter im Interesse ihrer Gesundheit schon lange begehren. Schließlich würden dann sogar die Staaten folgen und bei ihrem Kanal- und Eisenbahnbauten aufpassen, daß nicht solche schändlichen Zustände einreißten, wie ich sie in der „Christlichen Welt“ nach eigenen traurigen Wahrnehmungen beschrieben habe.

Wie das Wirthshaus nicht der einzige Wetterschutz für den von seinem Heim Entfernten sein sollte, so möchte er auch überall seinen Durst und Hunger befriedigen können. Wegen den Durst ist auch heute noch Wasser das beste Mittel; aber wie schwer ist es oft zu haben! In der Wüste Sahara darf man sich darüber nicht beklagen, aber wenn es nur wenige Meter von uns in der Erde liegt, dann könnte dem durstigen Wanderer doch auch Gelegenheit geboten werden, die Gottesgabe in einen sauberen Becher zu schöpfen. In Süddeutschland ist oft gut für ihn gesorgt; in den Städten plätschern die Brunnen, man kann sogar an ihr Wasser herankommen und den Taschendecker füllen und im Odenwald grüßt uns auch alle Viertelfunden eine sauber eingemauerte kühle Quelle. In norddeutschen Städten dagegen hat man manchen Brunnen, der nur zu Dekorationszwecken dient und dessen Preis, eben weil er unnütz ist, denn auch in die Zehntausende oder Hunderttausende geht. Als ob Zweckmäßigkeit der Schönheit je im Wege wäre! Ich habe den Deutschen Verein gegen den Miß-

brauch geistiger Getränke veranlaßt, einen Preis für billige und doch geschmackvolle Trinkbrunnen auszusprechen; die Herstellung — ohne die Aufstellung — sollte nur zwischen zwanzig und zweihundert Mark kosten. Es sind hübsche Entwürfe eingegangen, sie sind in einer Reihe von Städten ausgestellt und man hat sie auch in anderen Städten schon zum Vorbild genommen. Jetzt bemüht sich einer der besten Vertreter der „angewandten Kunst“, Herrmann Obrist in München, solche billigen Brunnen zu schaffen, die den höchsten ästhetischen Anforderungen genügen. Natürlich werden nicht gleich alle Erwachsenen ihr Bier aufgeben und an diese Brunnen eilen; aber unmerklich und allmählich thun sie doch ihr erziehlisches Werk. Der Taschensbecher würde für Viele im Sommer fast so lässlich wie das Taschennmesser, wenn man überall auf Brunnen und Quellen rechnen könnte. Hoffentlich nehmen sich die Gebirgsvereine der Sache mehr an; in den Städten und ihren Promenaden müssen wir bei den deutschen Verhältnissen diese Fürsorge von der Stadtverwaltung und in ländlichen Bezirken von den Kreisverwaltungen fordern. In London hat diese Aufgabe auch ein Verein übernommen, die 1859 von dem Quäker Samuel Gurney gestiftete Hauptstädtische Trinkbrunnen- und Viehtrog-Gesellschaft. Sie hat 712 Trinkbrunnen für Menschen und gegen 800 Trinkstellen für große und kleine Thiere geschaffen; im Vereinsjahr 1895 gab sie 34 500 Mark für das Wasser und 71 850 für die Errichtung und Erhaltung von Trinkstellen aus; man hat nach Stichproben berechnet, daß die Brunnen und Tröge der Gesellschaft jährlich von Menschen und Pferden 250 Millionen Mal benutzt werden. Viele von diesen Brunnen sind von wohlhabenden Leuten gestiftet, denen die Königin mit gutem Beispiel voranging; sie sind schön, aber keine thörichten Luxusbrunnen. War freundlich muthete mich auch in Bristol eine Wasserschale an einer alten Kirche an; ein Engel hält über ihr die Bibel dem Trinkenden hin, der den Text liest: Wer von diesem Wasser trinkt, Den wird wieder dürsten. Wären unsere Frommen praktisch, so böten sie an jeder Kirche dem Wanderer einen Trunk und ließen vom Thurm jeden Abend einen Choral blasen, wie mans in Halle und Krakau hört.

Da bloßes Wasser vielen Leuten nicht gut genug und allzu billig erscheint, so sind die Trinkhallen noch zweckmäßiger, die kohlensäure Wässer und Limonaden verkaufen. Man weiß ja, wie sehr sie sich seit 1857, wo die erste in Berlin eröffnet wurde, in unseren Städten ausgebreitet haben; namentlich in Arbeiterstädten gedeihen sie. Sie thun den Wirthshäusern erheblichen Abbruch und bekommen deshalb in manchen Städten keine Konzession oder nicht die günstigen Plätze, die sie brauchen. Anderswo wieder ärgert es die entscheidenden Herren, daß ein auswärtiger Unternehmer Geld aus der Stadt holen will. Auch hier halte ich für richtig, daß die Konzession nicht Unternehmern in Elberfeld oder Düsseldorf gegeben werde, sondern einer gemeinnützigen Gesellschaft, deren Theilhaber nur den landesüblichen Zins bekommen und den überschüssigen Gewinn zu Wohlfahrtzwecken in der Stadt verwenden, etwa für Parkanlagen. Diese Gesellschaft kann die Hallen selbst durch Angestellte bewirtschaften und die Getränke selbst erzeugen oder sie verpachtet Alles an die privaten Unternehmer. Es giebt jetzt übrigens in den deutschen Städten von mehr als 15 000 Einwohnern (aber ohne Berlin und einige andere) 2054 solche Trinkhallen; selten sind sie in Süddeutschland, besonders in Bayern, häufig im rheinisch-westfälischen

Industriebezirk. Düsseldorf hat 115, Barmen 80, Krefeld 82, Köln 59. Weiße Stadträder verpflichten diese Hallen, im Winter den Betrieb aufrecht zu erhalten und Kaffee, Bouillon, Thee billig zu verkaufen; sie legen ihnen auch bei Speisen und anderen Getränken nicht die Schwierigkeiten in den Weg, die die Wirthse wünschen. Oft schließt sich an die Halle zweckmäßig ein kleiner Raum an, in dem ein paar Gäste sitzen können; in Bremen hat man diese Einrichtung. In das Gebiet der Vereinsthätigkeit gehört dagegen wieder der Kaffeewagen. Er kann unpraktisch und abstoßend sein, wie ein dresdener Verein zu seinem Leidwesen erfahren hat, er kann aber auch recht gute Aufnahme finden. Als vor einigen Jahren der christliche Enthaltensamkeitsverein in Rotterdam seinen ersten Wagen an den Hasen und auf den Marktplatz schickte, flogen Kofhstrünke und andere schöne Sachen dem Fahrer nach und alle Marktleute schimpften: *Do man dougde niet, en de wagon deugde niet, en de zaak deugde niet, en de kofste deugde niet*; die Polizei sollte das Getränk durch einen Chemiker untersuchen lassen. Schon hat sich das Blatt gewendet, und wenn der Wagen ausbleibt, so heißt es gleich: *Baas, woet je woll, waar ergons de koffewagen is?* In England sah ich viel größere Wagen, die von Pferden morgens an eine Stelle gefahren werden, wo man sie braucht, und abends wieder abgeholt werden, um frische Füllung zu erhalten. Sie ersetzen Holzhäuser da, wo deren Errichtung nicht gestattet werden würde, zum Beispiel an einem Landungsplatz in Liverpool, wo ein gutes Geschäft gemacht wird, zumal sich in der Nähe mehrere Schuhhallen für Dienstkleute und Kutsher befinden.

Bei der Kaffeeverzorgung unserer Außenarbeiter muß ich immer wieder an die Bäcker denken; ihnen liegt es am Nächsten, Hunger und Durst ihrer Mitmenschen zu stillen. In Halberstadt verkauft uns der Bäcker eben so bereitwillig geschmierte „Knoben“ und „Nideln“ wie trockene Semmeln; Schmalz, Butter und Aufschnitt stehen im Laden bereit; warum ist es nicht überall so? Die Bäcker könnten auch stets warmen Kaffee für bescheidene Gäste haben; sie haben immer einen warmen Ofen, immer Brot, Gebäck und Kuchen; sie können bequem ein warmes Getränk bereit halten und haben wohl auch ein Stübchen übrig. Ich bin auf Wanderungen in Böhmen und Sachsen in solchen Bäckerstuben gern eingekehrt und fühlte mich da wohler als in den Hotels am hamburger Jungfernstieg. Etwas recht Nützliches könnten ein paar Bäcker in jeder Stadt noch thun: sie könnten zwei- oder dreimal am Tage einen Jungen oder eine Frau mit dem Kaffee und Brötchen an die Bauten schicken oder wo sonst Arbeiter leicht zu Schnapsern werden, weil ihnen kein zuträglicheres Getränk angeboten wird. In Herrnhut liest man an einer Bäckerei die Inschrift: „Frisch gekochter Kaffee zur Frühstücks-, Mittags- und Besperzeit wird hier, der Liter zu sechs Pfennigen, verkauft. Gefäße werden dazu geliefert.“

Wie der Kaffee, so hat zweifellos auch das Flaschenbier im Kampf gegen den Schnaps und das Kneipenleben Gutes bewirkt. Man kennt seine erstaunliche Ausbreitung in den letzten zwanzig Jahren; noch hat es den Höhepunkt nicht erreicht. Aus den Händen der Döler und Budiker kommt es immer mehr in den Großbetrieb geschickter Fachleute. Es wird gewiß manche Flasche Bier unnäher Weise getrunken, wo Wasser, Milch oder Kaffee rathamer wären; aber ruhige Beobachter des Volkslebens rechnen das Flaschenbier noch zu den nützlichen Genußmitteln.

Ein werthwürdiger Grund, weshalb wir jetzt ins Wirthshaus gehen und der Heftliteratur der Brauereien unser Opfer bringen, ist oft der, daß wir einen wissenschaftlichen oder gemeinnützigen Vortrag zu hören oder an einer Berathung öffentlicher Angelegenheiten theilzunehmen wünschen. Ich bin ja hundertmal in der komischen Situation gewesen, daß ich Vorträge gegen den Bierzwang vor Leuten hielt, die vom Wirth ihren Platz im Saale durch Biertrinken erkaufen mußten, und ich nahm an Vorstandssitzungen von Ortsvereinen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke theil, wo wiederum ein Getränkekonsum schwer zu umgehen war. Einmal konnte ich vor dem evangelischen Arbeiterverein einer großen thüringischen Stadt keinen Nützlichkeitvortrag halten, weil der Verdienst in jenem Winter schlecht war, so daß viele Mitglieder das Biergeld für diesen Vortragsabend nicht übrig hatten; so schrieb mir der Vorsitzende. Ueber solchen dummen Zustand kommen wir auf zweierlei Weise hinweg: durch Vereinshäuser und durch allgemeine Volkshallen und Vortragsäle. Ein Vereinshaus ist freilich noch lange keine Befreiung vom Trinkzwange, denn manches Haus dieser Art wird von geliehnem Gelde gebaut und nachher sollen die Mitglieder und Gäste die Vereinskulden abtrinken, wie die Bayern ihre Staatskulden. Auch in frommen Häusern traf ich scharfen Trinkzwang, und wenn mir ein bekannter bayerischer Priester schrieb: „In unserem Arbeiterverein erhält jetzt der Hausmeister nicht mehr nach dem Verschleiß von Bier seinen Gehalt, sondern eine feste Summe“, so zeigt Das, welche Gedankenlosigkeit bisher geherrscht hatte. Aber es giebt auch Vereinshäuser, wo das Wohl der Mitglieder noch über dem Bierabsatz steht; die kaufmännischen Vereine, die von Philantropie wenig reden, stehen in ihren Leistungen oft recht hoch. So mag das neue Kaufmannsheim in Frankfurt a. M. manchen jungen Mann von der Kneipe abhalten; es bietet einen Restaurationssaal, ein Spielzimmer, ein Schreibzimmer, zwei große Lesezimmer und ein Billardzimmer; die Aufwärter sind so bezahlt, daß sie keine Trinkgelder brauchen, eben so wenig besteht ein Trinkzwang; in den Lesezimmern liegen 120 Zeitungen und 60 Zeitschriften aus, Schreibmaterialien stehen kostenfrei zur Verfügung. In diesen kaufmännischen Kreisen besteht auch kein Trinkzwang, wenn sie in großen oder kleinen Sälen Kurse oder Vorträge abhalten lassen, und in der Regel ist der kaufmännische Verein der einzige in der Stadt, der seine Redner angemessen bezahlt.

Für die Vereine, die nicht so leistungsfähig sind, und für gelegentliche öffentliche Versammlungen sollte in jeder Stadt eine Volkshalle da sein, die einen großen und einen kleinen Saal und eine Anzahl Vereinszimmer enthielte und keinen Verzehrzwang kennen dürfte. Wer die Säle oder Zimmer zuerst bestellt und bezahlt, müßte sie bekommen, einerlei, welcher Partei oder Bewegung er angehört. Ob besser die Stadt oder eine gemeinnützige Aktiengesellschaft das Gebäude schafft und verwaltet, soll hier nicht beurtheilt werden; ein Verderb wäre nur, wenn man die Sozialdemokratie oder andere verhaßte Richtungen ausschließen wollte. Die vollkommene Versammlung- und Redefreiheit gehdrt auch zu den besten Mitteln gegen Alkoholismus und Kneipenleben; sie schafft denkende Menschen, während die Kneipe verumpfende schafft, und irgendwo wollen die Leute ihre Meinungen anbringen; wenn sie es nicht in Versammlungen thun, wo sie sich einigermassen zusammennehmen müssen, so thun sie hinter den Bier-

tischen; dann wird die Kneipe ihnen zum Hort der politischen Freiheit. Die Rathhausäle und städtischen Turnhallen sollten zu allen Vorträgen hergegeben werden, wenn zwanzig Bürger darum bitten.

Der Gedanke, dem Volk bessere Freuden zu bieten, als die Kneipe sie kennt, hat in den letzten beiden Jahrzehnten in Deutschland viele Freunde gefunden. Allerlei Gutes wird geleistet in Volksunterhaltungsabenden, Volkskonzerten und Theaterabenden für minder Bemittelte; Viktor Böhmert in Dresden, Raphael Löwenfeld in Berlin, Professor Post und Professor Albrecht in Berlin und manche Andere haben da ihre Verdienste. Ich habe in manchen Städten Volksunterhaltungen gesehen und habe einige selbst vorbereitet; den größten Antheil der armen Bevölkerung fand ich in Uineburg, wo diese Abende von ihrem noch heute wirkenden Leiter, Senior Abbeleschke, zuerst in Deutschland, 1885, begonnen wurden; die beste Heranziehung der Arbeiter zu den Leistungen fand ich in Ohrdruf unter Weigels geschickter Leitung; der besten Zusammensetzung des Programms werden sich Berlin und Düsseldorf rühmen können; Löwenfelds Dichterabende sind gewiß ein glücklicher Gedanke. Volksthümliche Oratorienaufführungen und andere Konzerte hohen Werthes haben Post und Albrecht begonnen, aber auch im kleinen Jena werden solche Konzerte geboten, wo neben Deklamationen Werke von Beethoven, Franz, Haydn, Mozart, Schumann vorgetragen werden; für zehn Pfennige Eintrittsgeld bekommt man auch noch Programm und Liedertexte. Wie leicht könnten überall die besten Gesangsvereine außer ihrem theuren Konzerten ganz billige veranstalten, wo sie die früher eingeübten Oratorien oder andere Werke mit einheimischen Solisten wiederholen! Und was das Theater angeht, so kann allen subventionirten Bühnen vorgeschrieben werden, was der mannheimer von der Stadtverwaltung vorgeschrieben ist: vier Volksvorstellungen im Jahr, zu denen die Eintrittskarte vierzig Pfennige kostet. Auch sollten Museen und Gemäldeausstellungen leicht zugänglich sein; wo ein Katalog mehr als zwanzig Pfennige kostet, darf sich der Geheimrath, der an der Spitze steht, schämen, daß Goethes Faust und das Neue Testament billiger sind als seine Zusammenstellung.

Ein Ausflug auf das Gebiet der Volksvorlesungen, volksthümlichen Hochschulkurse, der englischen „akademischen Niederlassungen“ u. s. w. liegt nah. Tausende sind in jeder großen Stadt, die Etwas zu lernen sich sehnen. Ich habe zwei Jahre lang in Dresden im „Volksheim“ Erwachsene und Heranwachsende als Schüler gehabt, Männer und Frauen; Verwerthung hatten nur Wenige für das Englisch, das ich sie lehrte, und die englischen Lieder, die ich ihnen einübte, brauchten sie Alle nicht singen zu können; dennoch empfanden Lehrer und Schüler stets, daß es gut angebrachte Arbeit war; es brachte festtägliche Gedanken in manches arme Leben. Freiwilliges Lernen bei freundlichem Wettstreit beider Geschlechter ist ja unendlich viel segensreicher für die Lebensführung als das erzwungene Lernen auf der Schule oder das auf Brot- und Stellungserwerb gerichtete.

Daß wir jetzt eine Geschallen-Bewegung haben, wird den kommenden Geschlechtern auch nützen. Darin sind uns England und Amerika freilich noch sehr voraus. Wie verführerisch bequem ist es, wenn man in dem berüchtigten londoner Stadttheil Whitechapel plötzlich neben sich einen breiten Eingang in ein stattliches Gebäude sieht, wo Menschen kommen und gehen. Ich trat unwillkürlich hinein und stand, ohne auch nur eine Stufe zu steigen, alsbald in einem Saal, wo auf Pulven

die neuesten Zeitungen ausgebreitet waren und wo eine Dame darauf wartete, daß ich irgend ein Buch von ihr verlangte. Wie umständlich, schwerfällig, bureaukratisch ist doch unser Bibliothekwesen gewöhnlich! Aber auch bei uns giebt es musterhafte Lese- und Bücherhallen. Die in Jena ist ein ausgezeichnetes Vorbild und man kann an Sountagnachmittagen im Winter dort recht gut beobachten, wie die selben jungen Burschen da sich zum Denken erziehen, die sonst im Biertrinken, Cigarrentauschen und auf Tanzsälen ihre Freude suchen würden. Nach einer Umfrage, die das Statistische Amt zu Dortmund 1898 bei 40 deutschen Städten gemacht hat, gab es darin 46 öffentliche Lesehallen; Frankfurt a. M. hatte 4, Berlin 3, Düsseldorf und Freiburg i. Br. 2; manche kleine Stadt hat eine, zum Beispiel Friedberg, Wüstegiersdorf, Neuwalz. Die Besucher waren meist Arbeiter, Handwerker und kleine Beamte. Mir scheint, daß sich auch die Privatunternehmer mehr auf die Verwaltung solcher Lesehallen werfen sollten. In Berlin finden wir einige, deren Räume man gegen ein Eintrittsgeld von zehn Pfennigen betritt; in anderen Städten hat ein Buchhändler neben seinem Laden ein Zimmer geschaffen, in dem er neben Zeitungen und Zeitschriften auch neue Bücher auslegt. So kann man bei Storm in Bremen gegen 2 Mark im Monat oder 12 Mark im Jahr 40 deutsche, englische und französische Zeitschriften und außerdem neue Kunstmappen, Prachtwerke und Ähnliches einsehen; bei Detters in Heidelberg wirt man ein Rickstück in eine Büchse, um ein allerdings zu wenig bietendes Zimmer zu betreten. Dagegen schrieb mir ein Freund aus Japan, daß es in Tokio und anderen Städten des Landes zahlreiche öffentliche Lesezimmer gebe, in denen man gegen vier Pfennig Eintrittsgeld so lange verweilen kann, wie man will; ein anderer Komfort als Stuhl, Tisch und im Winter ein offenes Holzkohlenfeuer wird allerdings nicht geboten, aber Lesestoff ist genug da. Dort liegen auch in allen Wartesälen der Bahnhöfe Zeitungen aus, wie man auch in England und Holland sehen kann, dagegen giebt es keine Bahnhofrestaurationen, sondern nur in nächster Nähe Theekäuser; der Thee wird auf größeren Bahnhöfen an die Büge gebracht und kostet mit Kanne und Tasse 6½ Pfennig; ein frugales Mittagessen, Reis und Zuthaten und ein paar Eßstäbchen sauber in ein dünnes Holzkästchen verpackt, kostet 20½ Pfennig. Doch genug von Japan, das der Europäer lieber verdirbt, statt von ihm zu lernen!

Neben dem Lesezimmer kann das Billardzimmer noch in nützlichen Wettbewerben mit der Aneipe treten; Billard und Regelbahn brauchen nicht zu einem Restaurant zu gehören, sondern könnten für sich bestehen. Auch könnten wir gute Spiel- und Gesellschaftshäuser haben, die nicht Brauerei-Agenturen wären. Keinem soll verwehrt sein, sein geliebtes Glas Bier zum Spiel zu trinken, aber das kann von der nächsten Wirthschaft geholt werden, wie man in englischen Speisehäusern sich auch Bier holen lassen kann; es darf nur kein offenkundiger oder stiller Zwang zum Trinken bestehen und der Wirth oder die Wirthin darf keinen Gewinn an berausenden Getränken haben. Öffentliche Regelbahnen ohne Anschluß an Wirthschaften sind mir nicht bekannt, solche Billardzimmer dagegen giebt es in Amerika und England. Die Stadt Boston hatte 1896 nach den Feststellungen des Professors Peabody 225 Billardzimmer mit täglich 22650 Besuchern; die Aneipen (Saloons) werden zwar genau zehnmal so stark benutzt, aber der Anfang zum Besseren ist doch da. Wie man es macht, hat

der Friedensrichter Crawford Smith in Newcastle on Tyne recht gut gezeigt. In einer Straße, die hauptsächlich von Arbeitern bewohnt wird, mietete er einen Saal und ließ ihn gut erleuchten und durchwärmen; dahinein stellte er mehrere gute Billards, — und bald kamen denn auch die Billardspieler, so daß Smith nach kurzer Zeit ein zweites Lokal eben so ausstattete. Beide Räume wurden an Klubs überwiesen. Mitglied darin wird man durch Einzahlung von 5 Mark, die jedoch in Wochenraten von 50 Pfennigen erlegt werden können. Hat man die 5 Mark bezahlt, so kann man den Klub sein Leben lang besuchen, ohne weitere Zahlungen leisten zu müssen als das Billardgeld, wenn man gerade spielt; es beträgt 8 Pfennige für die halbe Stunde. Das Speisezimmer, in dem zahlreiche Tagesblätter und Zeitschriften ausliegen, darf jedes Mitglied unentgeltlich benutzen, auch Schach und Domino spielen. Die Wirkung dieser Klubs auf ihre Gäste soll vorzüglich gewesen sein; sie wurden in ihrem Aeußern sauberer und reinlicher, was ja der englische Arbeiter nöthiger hat als der deutsche; die Mitglieder benehmen sich manierlich und anständig und schließen Jeden, der sich unziemlich betragt, unbarmherzig aus. Ein münchener Café nimmt nach Treff (Das Wirthsgewerbe in München, Stuttgart 1:99) in einem Jahre 30000 Mark Billardgelder ein. Das sollte zu bloßen Billardhäusern ermutigen!*)

Am Schönsten wäre es, wenn man alle diese Unterhaltung- und Geselligkeitsmittel im eigenen Heim hätte. Das scheint nur den Reichsten vergönnt; doch es scheint nur so. Solche Häuserblocks, wie ich sie vorher von Berlin erwähnte, können für ihre Miether recht gut auch ein Vese- und Billardzimmer haben. Noch viel leichter ist Das, wenn etwa hundert ledige Männer in eine Klubwohnung ziehen oder einen Wohnungsclub bilden. Ja, mit den Wohnungen fing ich an, mit ihnen muß ich auch schlafen. Was nützt das schönste Heim, wenn seine Bewohner nicht häuslich sind und sich auf häusliche Geselligkeit nicht verstehen? Verstehen wir Deutschen uns auf solche Geselligkeit und rechte Gastfreiheit? Wir wissen wohl, daß wir zu einer Plage und Last gemacht haben, was eine Freude sein sollte. Schon ein halbes Duzend Menschen zum Abendessen: welche Vorbereitungen, Arbeiten und Kosten bringen sie mir! Doch ich will die berüchtigten „Abhütterungen“ der deutschen Localisten nicht noch einmal schildern und möchte nicht nachweisen, daß da freilich das Wirthshausleben viel billiger und behaglicher ist. Wir wollen wissen, daß auch in Deutschland das junge Geschlecht sich bald auflehne gegen die thörichte, unfreie, förmliche, kostspielige, lästige Geselligkeit der „guten“ Gesellschaft.

Weimar.

Dr. Wilhelm Bode.

*) Fast gegen allen Ersatz für Kneiperei und Wirthshaus haben die Behörden nicht die rechte förderliche Stellung eingenommen. Kaffee und Thee haben sie nie so begünstigt wie Schnaps und Bier, Selterswasserbuden und Milchhallen nie so wie Branntweimbrennereien. Auch das Billard erschien ihnen Anfangs nicht ungeschädlich. Goethe fragt 1796 aus Jena bei seinem Kollegen Geheimrath Bogt an: „Der hiesige Gastwirth zum Bären (wo Luther und Bismarck abgestiegen sind) wünscht, bei sich ein Billard aufzustellen; ich weiß nicht, ob so Etwas zulässig ist und von wem die Vergünstigung abhängt.“

Selbstanzeigen.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten herausgegeben vom Professor Dr. Karl Heinemann.

Nach langen Vorbereitungen übergeben wir in der neuen Goethe-Ausgabe dem Publikum eine Arbeit, die nach den für Meyerss Klassiker-Ausgaben geltenden Grundsätzen sorgfältig hergestellt worden ist. Sie wird aus zwei Abtheilungen von je fünfzehn Bänden bestehen; die erste Abtheilung wird die erzählenden und dramatischen Meisterwerke des Dichters und seine sämmtlichen lyrischen Erzeugnisse darbieten; in der zweiten Abtheilung sind alle diejenigen Schriften vereint, die sich an einen etwas engeren Kreis des Publikums wenden. Die Ausgabe wird Goethes sämmtliche Werke enthalten; nur die wissenschaftlichen Schriften erscheinen in einer zweibändigen Auswahl. Die Namen der Herausgeber sind zum Theil in Fachkreisen wohlbekannt; etwa ein Drittel der Ausgabe wird vom Professor Dr. Karl Heinemann bearbeitet werden, der mit seiner Goethe-Biographie und mit seinem Buch über Goethes Mutter einen bedeutenden Erfolg davongetragen hat. Von ihm ist auch der erste, jetzt vorliegende Band besorgt worden, der eine Skizze von Goethes Leben und einen großen Theil der Gedichte enthält. Die Lebensskizze weist in großen Zügen auf alles Wesentliche hin und sucht die charakteristische Eigenart von Goethes Genius scharf herauszuheben. Den Gedichten selbst sind spärliche Fußnoten und verhältnißmäßig ausführliche Anmerkungen am Schluß des Bandes beigelegt worden: alle Ergebnisse der modernen Forschung sind da in knapper Form und kritischer Zeichnung zusammengesetzt. Die neue Goethe-Ausgabe verwerthet das durch die weimarische Ausgabe erschlossene Material, sie sucht aber alle Konkurrenz mit ihr zu vermeiden und sieht daher von der Aufnahme der Lesarten ab. Ihr Schwergewicht liegt vielmehr in den erläuternden Zuthaten der Herausgeber, und da sie in dieser Beziehung mehr als jede andere Ausgabe bietet, scheint sie berufen, Goethes gewaltiges Kulturideal weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.



Rom und die Campagna. Vom Dr. Th. Hessel-Fels. Fünfte Auflage. Mit 6 Karten, 53 Plänen und Grundrissen und 61 Ansichten. (Aus der Sammlung „Meyerss Reisebücher“). Preis 13 Mark.

Die Bearbeitung der neuen, unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. H. Blümer und Dr. B. Hessel herausgegebenen Auflage ist nach den Grundsätzen erfolgt, die für den inzwischen heimgegangenen Verfasser der vorhergehenden Auflagen bei der Auswahl, Ordnung und Darstellung des Stoffes maßgebend waren. Hieran festzuhalten, gebot uns nicht nur die Pflicht der Pietät gegen den verdienstvollen Verfasser; es lag eben so sehr im Interesse der Reisenden selbst wenn wir den ursprünglichen Plan unverändert ließen. Den Freunden des Schönen ist das Buch gewidmet, das nicht nur ein lehrreicher Begleiter für alle Gebildeten zu sein wünscht, sondern auch die echte Liebe für das innerste Wesen der Kunst, des Landes und der Nation zu wecken sich bestrebt. Die Be-

geisterung, mit der Bienen-Fels den gewaltigen Stoff, den er mit unermüdblichem Bienenfleiß gesammelt hatte, bei seiner Darstellung zu durchbringen wußte, hat gezeigt, daß es ihm mit der selbst gestellten Aufgabe Ernst war. Selbstverständlich mußte alles neu Erstandene nachgetragen und die vielfachen Veränderungen, die gerade in den letzten Jahren durch Neuordnung einzelner Museen und durch die zum Theil nicht unbedeutliche Vermehrung der antiken Kunstschätze entstanden sind, besonders aber auch die Epoche machenden Ergebnisse der neuen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum gebührend berücksichtigt werden. Ferner waren die seit der vierten Auflage erschienenen Arbeiten der deutschen und italienischen Archäologen, Historiker und Kunstforscher über Rom und seine kunstgeschichtliche Entwicklung zu verwerthen. Eine schon bei der vierten Auflage eingeführte Neuerung, die in der Zerlegbarkeit des statlichen Bandes in fünf selbständige Theile besteht, erhöht die praktische Brauchbarkeit des Buches.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.

Italienischer Sprachführer. Konversation-Wörterbuch vom Dr. Rudolf K. einpaul. Dritte Auflage, neubearbeitet vom Professor Dr. Berthold Wiese. Gebunden 2 Mark 50 Pfennig. (Aus der Sammlung: „Neuers Sprachführer“, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Auch in dieser neuen Auflage hat, unter selbstverständlicher Wahrung des alten praktischen Planes — Neuers Sprachführer sind ja bekanntlich keine Konversationsbücher im gewöhnlichen Sinn, sondern Konversationswörterbücher, in denen man unter alphabetisch geordneten Stichwörtern die jeweilig nöthigen Redewendungen leicht und rasch auffinden kann —, der Bearbeiter bei anderen Nachdruck nicht nur auf die durch den Kulturfortschritt veranlaßte Vermehrung des Wortschatzes gelegt, sondern es sind mit Sorgfalt auch die erklärenden Fußnoten revidirt und ergänzt worden, in denen der Reisende zureichende Auskunft über Land und Leute findet. Ferner ist das dem Verständniß der fremden Sprache dienende italienisch deutsche Vocabular sachgemäß ergänzt, die Grammatik in einzelnen Theilen noch gemeinverständlicher als früher gestaltet, eine praktische Aussprachebezeichnung durchweg eingeführt und auch dem Bedürfnis des italienisch Schreibenden insofern Rechnung getragen worden, als die Schreibaccente von den die Tonstelle im Wort bezeichnenden, in der Schrift nicht wiedergegebenen Sprachaccenten typographisch deutlich geschieden wurden, so daß dem Benutzer auch für einen möglichst fehlerlosen, freien Gebrauch der italienischen Sprache die Vorbedingungen geboten sind.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.

Neuers Volksbücher, herausgegeben vom Dr. Hans Zimmer, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. No. 1251 bis 1270. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Die erste Serie ganz nach dem neuen Programm, das ich im Sommer 1900 auf Grund zehnjähriger praktischer Erfahrung und bescheidener volkspäda-

gogischer Studien als Herausgeber für die „Volksbücher“ aufstellen durfte! Dreizehn Millionen Bändchen Absatz seit dem Erscheinen der Sammlung. Das war eine Zahl, die zu denken gab. Sollte der außerordentliche Einfluß, den die Verlagsanstalt mit ihren handlichen braunen Heftchen hatte, im Sinn unserer großen modernen Kulturbesale ungenutzt bleiben? Sollte die Sammlung nur ein schönes Denkmal deutscher Buchmacherkunst, ihr großartig geleiteter Betrieb eine glänzende That des deutschen Buchhandels bleiben, sollten nicht vielmehr auch die „Volksbücher“ zu ihrem Theil mitwirken an der sozialen Besserung, die wir Alle von der Zukunft erfragen und erhoffen? Mit den Erfahrungen, die wir befaßen, war es gar nicht so schwer, die Sammlung ins volkspädagogische Führgewässer überzuleiten: auch von diesem Standpunkt aus mußte ja das Hauptgewicht nach wie vor auf die Unterhaltungsliteratur gelegt werden; denn Dem, der das Volk nicht unterhalten kann, biegt es aus, wenn er es belehren oder gar sittlich beeinflussen will. Aber ich soll hier ja nicht mein Programm entwickeln, das ohnehin Jedermann gern gedruckt zur Verfügung steht, sondern ein paar rechtfertigende, erklärende Worte über die neue Serie sagen. Da bedarf es nur über vier Bändchen ganz kurzer Bemerkungen. Die Aufnahme der kulturhistorisch interessanten „Chinesischen Novellen“, von Hans Meyers klar zusammenfassender Abhandlung „Das deutsche Volksthum“, von Wilhelm Meyers populärwissenschaftlicher Beschreibung der „Kometen und Meteore“ u. s. w. braucht nicht begründet zu werden. Warum ich aber von Stifter gerade den „Vergkristall“ und „Brigitta“ neu herausgegeben habe? Weil ich jenen für eine der gelungensten Arbeiten des klarschauenden Malers unter den Dichtern halte, in denen seine Begabung für intime Naturbeobachtung am Stärksten und Reifsten hervortritt, diese dagegen eine der wenigen Erzählungen von ihm ist, in denen sich eine geschlossene, dramatisch bewegte Handlung abspielt. Unsere Reindrucke ausgewählter Kapitel aus Brehms „Thierleben“ sind früher von Pädagogen gelegentlich angegriffen worden: man sah auf die Schulkinder und tadelte die Berührung geschlechtlicher Dinge. Unsere Brehm-Bändchen sind nun gewiß nicht nur für die Schuljugend gedacht, aber um sie dieser nicht zu verschließen, habe ich bei der Wiedergabe des Abschnittes „Elefanten“ alles Unstößige gern ausgemerzt. Den vortrefflichen portugiesischen Novellisten Alberto Braga in Deutschland bekannter gemacht zu haben, rechne ich den „Volksbüchern“ als Verdienst an. Endlich hat man uns früher einmal irgendwo zum Vorwurf gemacht, daß wir den „Bedlar“ von Otto Ruppian in die „Volksbücher“ aufgenommen haben. Ich habe mich aber dadurch nicht einschüchtern lassen und nun auch das „Verwächtniß des Bedlars“ gebracht. Warum? Weil in diesen Romanen echt amerikanisches Leben vor uns hin und her wogt und weil Montaigne Recht hat, wenn er verlangt, man solle Welt und Menschen aus dem Leben lernen. Meisterwerke im strengen Kunstverstande sind diese Romane gewiß nicht, aber ein Stück gut beobachteter Wirklichkeit; und auf die kam es mir an.

Leipzig.

Dr. Hans Zimmer.



Der Bund der Bankiers.

Vor Monaten, als die erste Kunde von der beabsichtigten Gründung einer Kampforeinigung aller deutschen Bankiers bekannt wurde, herrschte in den Hallen der Börse und überall da, wo man mehr oder weniger edle Beziehungen zu diesen Hallen pflegt, großer Jubel. Diese Freudenstimmung war nicht unberechtigt. Der Bankierstand war die einzige Interessentengruppe, die sich bisher eigentlich ohne jede wirksame Vertretung nach außen vorwärts geschleppt hatte. Rings um ihn her hatten alle Interessenten sich zum wirtschaftlichen Kampf zusammengescharrt und ihre Einigkeit hatte ihnen eine Macht verschafft, die von den maßgebenden politischen Faktoren nicht unbeachtet gelassen werden konnte. Die drei mächtigen Interessentengruppen, die sich im Bunde der Landwirthe, im Centralverband Deutscher Industrieller und im Bunde der Industriellen organisiert hatten, kämpften mit wechselndem Geschick, aber mit außerordentlicher Kraft und Geschicklichkeit für ihre egocentrischen Pläne. Der Bankier war lange zu stolz zu solchem Kampf gewesen. Theils pochte er auf seine kapitalistische Macht, zum anderen Theil aber war es auch die der Börse angeborene Liebedienerei nach oben, die eine energische Stellungnahme, wenn es sein mußte, auch gegen die Staatsgewalt, verhinderte. Aber diese geringe Energie, diese Zerfahrenheit des Standes rückte sich schließlich, als die Zeit kam, wo nach dem Gebot der Vernunft eine gesetzliche Regelung des Börsenverkehrs vorgenommen werden mußte. Da trat keine Vereinigung zum Schutze der Börse ein und Niemand konnte oder wollte verhindern, daß die härtesten Bestimmungen in das Gesetz aufgenommen wurden. Die Börse hatte sich früher leicht und bequem getrübt: die Industrie und die gesammte übrige Kaufmannschaft war ja so eng mit ihr verwachsen, daß eine sie bedrohende Gefahr auch zugleich die Kaufleute und die Industriellen auf den Plan rufen mußte. Aber das Erwartete geschah nicht. Im Gegentheil: die Börse mußte erleben, daß sich ein großer Theil der Kaufleute als sogenannte „legitime“ Händler von ihr losagaben und daß ihr gerade aus den Reihen, wo sie Freunde zu finden hoffte, Widersacher entstanden. Aber noch immer kam der Börse nicht die Erkenntniß, welchen schweren Fehler sie begangen hatte, als sie sich für den wirtschaftlichen Kampf nicht organisierte.

Zuerst sah man zwar mit äußerstem Entsetzen der Zeit entgegen, wo das Börsengesetz eingeführt werden sollte; aber mit jenem unübertrefflichen Gleichmuth, der den richtigen Börsianer charakterisirt, hatte man das Gesetz bald als unabänderlich hingenommen und viel fehlte nicht, so hätte man es gar noch als Glück bringendes Geschenk gepriesen. Man hatte sich akklimatisirt. Das war in jener Zeit, wo die Hochkonjunktur im Beginn ihrer Siegeslaufbahn stand. Viel konnte das Gesetz da wirklich nicht schaden. Die Kurse stiegen jeden Tag. An die einzelnen erschwierenden Bedingungen hatte sich die Kundschaft langsam gewöhnt; sie verdiente ja Geld. Jedermann wollte von den Früchten der Börse naschen: was hatte der Bankier da schließlich auszustehen? Aber das Blättchen wandte sich, als gleichsam über Nacht die Abkühlung eintrat, die den kommenden Winter ankündet. Da zeigten sich sofort die Schattenseiten des Gesetzes in kaum geahnter Schärfe. Jetzt begann die Epoche jener heillosen Betrügereien, die durch eine alle moralischen Begriffe verwirrende Rechtsprechung angeregt wurde. Jetzt erst merkte

der Bankier so recht, daß er vogelfrei seinen Feinden ausgeliefert war, und den Einjamen packte ein mächtiges Sehnen nach Zusammenschluß mit gleichgearteten Elementen. Die verschi denen Börseninteressenten-Vereinigungen, die sich gebildet hatten, konnten diesen Zweck nicht erfüllen. Alles verlangte nach einem umfassenderem Ausbau der Organisation. Und weil die Idee der Errichtung eines deutschen Bankierbundes diesem Sehnen nach Zusammenschluß entgegenkam, weil sie wirklich ein Gefühl auslöste, das in vielen Seelen heimlich längst lebte, deshalb wurde auf allen Seiten der neue Plan mit unendlichem Jubel begrüßt.

Seitdem sind Monate ins Land gegangen. Es dauerte lange, sehr lange, bis der Bund endlich ins Leben trat; und erst jetzt ist aus den vielen Verhandlungen der Centralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes herausgewachsen.

Was soll, was will dieser Bund?

Er könnte viel leisten. Aber nicht in wilden Agitationen dürfte er sich ergehen; die Methode seines Handelns darf auch nicht im Geringsten der des Bundes der Landwirthe gleichen. Die Bankiers sollten niemals vergessen, daß sie auf keine Sympathien in den breiten Volksschichten rechnen dürfen, daß ihnen weder, wie dem Bunde der Landwirthe, aus Bauernkreisen noch, wie den industriellen Interessentverbänden, aus den Kreisen der Arbeiter eine Gefolgschaft erstehen kann. Deshalb ist für sie auch die Taktik des Schreiens zu verwerfen, weil zu erfolgreichem Schreien ein starker Resonanzboden gehört. Die Thätigkeit des Bankiers muß vielmehr in vorsichtigen diplomatischen Aktionen bestehen. Da der Bund keine extremen Forderungen stellen darf, muß er zunächst sondiren, welche Abänderung des Börsengesetzes nach den vorläufigen Machtverhältnissen der parlamentarischen Parteien zu erreichen ist. Die Bankiers sollten sich vor Allem wohlweislich hüten, aufs Gerathewohl Anträge ins Parlament zu schicken, weil es ihnen ohne vorhergehende bindende Abmachung leicht passieren könnte, daß aus der ersehnten Verbesserung über Nacht eine Verschönerung würde. Das ist die praktische Seite der Thätigkeit des Bankierbundes, wie ich sie mir vorstelle. Aber des Bundes scheinen auch wichtige theoretische Aufgaben zu harren. Er könnte erfolgreich wirken, wenn er über die wichtigsten Grundfragen des Börsenhandels belehrende Vorträge und Vorlesungen veranstaltete, in denen die geringe Kenntniß der Menge von diesen Dingen ergänzt würde. Allerdings darf keine Börsenpropaganda getrieben werden. Man darf nicht unter allen Umständen den Tanz um Goldene Kalb, der an der Börse oft recht widerliche Formen annimmt, beschönigen wollen. Aber man muß dem Volke zeigen, daß trotz allen Auswüchsen die Börse nun einmal — um mit Herrn Bressfeld zu reden — ein nothwendiges Uebel ist, das mit logischer Konsequenz aus unseren kapitalistischen Produktionsverhältnissen erwächst. Freilich müßte man von Anfang an auf den unklugen Versuch verzichten, für die Freiheit des Börsenspiels nach dem Muster der Rancherstube einzutreten; aber man hätte dafür auch die Genugthuung, in immer weitere Volkskreise die Erkenntniß einbringen zu sehen, daß die Ungerechtigkeiten des Börsengesetzes nicht etwa nur im Interesse der Todter schnell beseitigt werden müssen.

Wird und kann nun der Bund der Bankiers dieser Aufgabe gerecht werden? Leider müssen wir vorläufig diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. Und so antworte nicht etwa ich allein; so denkt man ganz allgemein

im Bankgewerbe. Der Jubel, mit dem man einst den Plan zur Errichtung des Bundes begrüßte, ist an dem Tage verstummt, wo das Gelingen der Gründung bekannt wurde. Was man früher vereinzelt befürchtet hatte, ist nun eingetroffen. Die Ausschüsse sind so zusammengesetzt, daß man jede Hoffnung auf energische Agitation fahren lassen muß. Was die Zeitverhältnisse nicht von selbst mit sich bringen, wird dieser Bund sicher nicht erreichen. Der Name des Bundes täuscht. Er ist kein Bankierbund, sondern ein Großbankierbund. Einen einzigen Kenomirleinbankier habe ich unter den Männern des Ausschusses entdeckt. Das ist höchst bedauerlich. Für das große Publikum brauche i bleibt zwar Bankier Bankier. Ein Börsenbesucher ist für den Philister der selbe Lump, ob er nun 50000 oder 500000000 Mark im Besitz hat. Wer aber die Verhältnisse näher kennt, weiß, wie der soziale Zerlegungsprozeß im Innern der Börse fortschreitet und auch in diesem kleinen Ausschnitt unseres Wirtschaftslebens Klassenbildungen erzeugt, die einander nicht minder schroff gegenüberstehen als die Klassen der großen Wirtschaft. Empfindungen und Interessen der großen und der kleinen Bankiers sind vollkommen verschiedene geworden. Der Großbankier ist opportunistisch seroil. Er jagt — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — nach Orden, Titeln und vornehmen Bekanntschaften. Der kleine Bankier ist im Lauf der Jahre radikal geworden. In langsamer Wandlung sind die Anschauungen dieser angeblich entschiedensten Vertreter des Kapitalismus manchen sozialistischen Gedanken sehr nah gerückt. Das gilt besonders von dem Heer der Makler, die man überhaupt zum Theil schon unter die Proletarier rechnen muß. Die Schaar der Kleinen leidet unter der Last des Börsengesetzes, immer mehr dieser Klasse Angehörige verschwinden von der Bildfläche; ein harter sozialer Kampf hat hier eingesetzt. Den Großbankiers und den Banken dagegen ist unter der Herrschaft des Börsengesetzes ganz wohl. Die Aufhebung des Terminhandels, die große Ansprüche an die Kapitalkraft des Bankiers stellt, hat das Geschäft mehr und mehr bei den Großbanken und Großbankiers konzentriert. Ihnen ist es mit der Aufhebung der lästigen Bestimmungen gar nicht so recht Ernst; sie „thun nur so“. Und deshalb glaube ich nicht, daß der Bund der Bankiers Ersprießliches leisten kann.

Plutus.

* * *

Für den erkrankten Herrn Johannes Schlaf hat der Verlag der Zukunft die folgenden Beträge erhalten: H. R. 10, J. E. 5, L. R. 20, Rosa L. 2, W. S. 50, Wilhelm Uhde 5, Frau Dr. Herz 50, H. Grisebach 3, Dr. Stier-Somlo 20, W. R. 100, G. Hermann 20, S. Weinberg 50, Dr. Ludwig Beer 20, Zimmerwahr 10, Ernst S. 3, H. B. 5, L. u. S. S. 4, E. A. 20, Max Jaffé 20, Frau Kommerzienrath Hermann 3, H. Abel 2, Ida Busse 1, E. F. 2, Schlaf-Weibert 5, D. 2, Dr. Kollwig 10, D. W. 10, B. O. 5, E. A. 10, Groffe 10, G. B. 50, S. S. 16, R. Th. 10, E. L. 3, Dr. R. 10, Ein Italiener 1, E. B. 20, P. Diebig 3, G. F. 5, R. Bendorff 30, F. Bendorff 20, August Scherl 100, Lieutenant Feldmann 8,40, Dr. R. 10 Mark. Im Ganzen sind bis zum dreiundzwanzigsten März 763 Mark und 40 Pfennige eingegangen. Im Namen des Herrn Schlaf danke ich den freundlichen Spendern.



Notizbuch.

Am Reichstag ist wieder einmal über China gesprochen worden. Freilich in anderer Tonart als früher. Das schöne Pathos ist verstummt und von den großen Patriotengesten, die dräunend über die Weltmeere wiesen, keine Spur mehr zu sehen. Die Rechnung wird präsentiert, la douloureuse, wie die Franzosen sie nennen; und da die halbe Milliarde bald erreicht sein wird, neigen in Wehmuth sich selbst die Häupter, deren Auge einst bei dem Gedanken bligte, Ostasien zu christianisiren und, zum Theil wenigstens, zu germanisiren. Das hatte man sich doch leichter vorgestellt, als es in Wirklichkeit ist, und nun herrscht im Kuppelsaal Regenjammerstimmung. Nur Graf Bülow verbirgt dem Publikum seine Wunden und erhellt mit zuversichtlichem Lächeln die trübe Märzatmosphäre. Zwar ist er an keins der wechselnden Ziele gekommen, die seine verschiedenen Hochsommer- und Herbstnoten bezeichnet hatten; aber er weiß sich zu trösten. Sich und die Andern. Eines chinesischen Prinzen Säuhesfahrt hatte Deutschland verlangt; und ein wirklicher Mandschuprinz kommt nach Berlin und wird das Haupt seiner Dynastie beim Deutschen Kaiser zu entschuldigen versuchen. Darf der Gerechte noch mehr Erfolg fordern? . . . Man kann nicht mit heitererer Anmuth Schamade schlagen und die Abgeordneten, die durch Zwischenrufe ihrem Groß darüber Lust machten, daß Graf Bülow sie über Gemeinplätze führte, waren, wie Herr von Kroeber sagen würde, recht unfreundlich. Eine Neuigkeit hat der Kanzler ihnen doch verkündet. Der deutsch-englische Vertrag, sagte er, bezieht sich nicht, bezog sich nie auf die Mandschurei. Merkwürdig, daß diese Mittheilung nicht geradezu sensationell wirkte. In dem Vertrag war ungefähr gesagt, wenn eine andere Macht die jetzige Wirrnis zur Erwerbung chinesischen Gebietes benutze, würden auch Deutschland und Großbritannien sich nicht für verpflichtet halten, von einer Arrondirung ihres Besitzes Abstand zu nehmen. Mit der anderen Macht konnte nur Rußland, mit dem von ihr begehrten Gebiet nur die Mandschurei gemeint sein. So glaubten wir, glaubt man in England noch heute. Graf Bülow aber erklärt: An die Mandschurei haben wir beim Abschluß des Vertrages gar nicht gedacht. Und er sagt am nächsten Tage, in heller Freude, hinzu, Graf Sambdorsff habe seine Rede gelobt. Ob diese Verufung auf den Lobspruch eines fremden Ministers ganz der Würde eines deutschen Kanzlers entspricht, ob sie mit dem kurz vorher dem selben heiteren Mund entfallenen Wort zu vereinen ist, der Tadel des Auslandes müsse dem Kanzler, der ihn sich in Wahrung deutscher Interessen zugezogen habe, zur Ehre gereichen: darüber werden die Ansichten auseinandergehen. Zimmerlin ist verständig, daß Graf Bülow seine Mitkontrahenten enttäuscht und den Russen eine Artigkeit erwiesen hat. Uebrigens will Herr Witte die Mandschurei vorläufig gar nicht politisch, sondern nur wirtschaftlich erobern. Das wird, nach altmoskowitzischer Methode, ganz in der Stille abgemacht und die Generale, die zu früh mit dem Schwert geraffelt und dem Sohn des Himmels einen Abtretungsvertrag aufgebrängt haben, werden in Petersburg keinen

Vorber pflücken. Die Russen kennen China und wissen, daß mit Gewalt da nicht viel zu erreichen ist. Das sollte man endlich auch bei uns einsehen lernen. Kommt dazu noch die Erkenntniß, daß der ganze Handel von England angezettelt war, um die Reibungsfläche zwischen Deutschland und Rußland zu verbreitern, dann wird der Ausweg aus dem gelben Labyrinth nicht mehr allzu schwer zu finden sein. Graf Bismarck weiß sicher aus der Geschichte, daß auch ein Organisator der Niederlage Ruhm erwerben kann. Einstweilen dürfen wir uns der allgemeinen Ernüchterung freuen. Wir haben wirklich im jungen Reich noch genug zu thun und die unheimlich schnell fortschreitende Slavisirung des deutschen Ostens ist für uns am Ende doch wichtiger als das ganze, durch britische Schlauelei künstlich gesteigerte Boyergeschrei. Der Reichskanzler, dessen wirthschaftliches Wissen, wie seine ersten Tarifreden lehrten, noch der Ergänzung bedarf, sollte sich bis zum Herbst ausschließlich mit preussischen Angelegenheiten beschäftigen. Dann würde er vielleicht merken, daß unser Schantung vorläufig noch zwischen Elbe und Weichsel liegt und daß es lohnend wäre, in dieses Gebiet, das dem Germanenthum verloren zu gehen droht, eine halbe Milliarde zu stecken. Ist Deutschland erst deutsch, wie England englisch, Rußland russisch ist, dann kann es mit besserer Zuversicht als jetzt den Kampf um eine neue Welt wagen.

* * *

Auf die Chinesenbedatte folgte der Stoedkertag. Herr Stoedcker griff die Sozialdemokratie mit stummischer Wuth an und drei Männer, die Herren Bebel, Singer und Ledebour, stürzten sich auf ihn und versuchten, ihn niederzuknütteln. Ein Schläferten wars, nicht eine Schlacht zu nennen; und als von beiden Seiten ein paar Stunden lang geschimpft worden war, gab es weder rechts noch links einen Sieger. Herrn Stoedcker wurde — zum abertausendsten Male — vorgeworfen, er nehme es mit der Wahrheit nicht genau, habe einen Meineid geleistet und im sogenannten Scheiterhaufenbrief sich einer verrätherischen Handlung schuldig gemacht. Den Vorwurf des Meineides sollte man endlich ruhen lassen. Gerade Sozialdemokraten dürften nicht in den alten Juristenunfug verfallen, Jeden, der objektiv Falsches beschworen hat, des Meineides zu beschuldigen. Sie haben den Bergmann Schroeder und den Schlächter Lehn, zwei Gerichtsprüchen zum Trost, nicht für meineidig gehalten und können im Ernst nicht glauben, Herr Stoedcker habe mit Bewußtsein falsch geschworen, als er unter dem Eid ausfragte, er kenne einen Mann nicht, den er thatsächlich mehrfach in Volksversammlungen gesehen und sogar angesprochen hatte. Schlimmer steht es mit dem Scheiterhaufenbrief. Ein Politiker, der sich offen zu Macchiavellis Lehre bekennt, brauchte sich dieses Dokumentes nicht zu schämen, könnte eher noch stolz darauf sein. Für einen Prediger aber paßte weder solche Taktik noch der Verkehr mit Herrn Wilhelm von Hammerstein. Herr Stoedcker hat überhaupt einen Fehler begangen, als er den Entschluß faßte, den Talar nicht abzulegen. Er hat das Temperament, die harte Haut und die Nerven eines Politicians. Die Hoffnung, beide Berufe vereinen zu können, hat ihn getäuscht; und aus seinem Irrthum stammen alle Fährlichkeiten, in die er gerathen ist. Sehr priesterlich war auch diesmal sein Verhalten nicht. Zwar wurde er nicht ganz so grob wie seine Gegner; doch ließ er sich hinreißeln, Herrn Singer wieder einmal gemeiner Besinnung zu bezichtigen, weil dessen früherer Compagnon, ein sicherer Herr Rosenthal, seinen Mäntelnäherinnen gerathen habe, auf den Nacht-

wegen der Prostitution Geld zu verdienen. Diese Historie ist noch übler als die Begebenheit vom „Reineidspfeffer“. Noch heute aber wird der Unbefangene nicht finden, daß sie geeignet ist, Herrn Singer zu belästigen. Das öffentliche Auftreten dieses Herrn hat ihm selten Sympathien erworben. Wenn er als Arbeitgeber sich aber je unanständig benommen, sich etwa gar zu den Grundrissen des ehrenwerthen Rojenthal bekannt hätte, dann könnte er in der Sozialdemokratie nicht eine Führerrolle spielen. Das Proletariat ist in solchen Dingen höchst empfindlich und kontrolliert die Führer noch schärfer, als es die Gegner thun. Das weiß Herr Storder, der die Industriearbeiter kennen gelernt hat, und sollte an der feisten Gestalt des Herrn Singer deshalb andere Angriffspunkte suchen. Die Schimpfzüge war recht unerquicklich und völlig zwecklos. Wollig? Herr Storder pflegt ohne Zweck nicht zu handeln; wenn er, nach langem Schweigen, plötzlich wieder vom Leder zieht, muß er etwas wollen. Bangt er noch der Rolle des Herrn von Stumm? Würde er früheren Männern gerade jetzt, nach dem Bremer Unfall des Kaisers, sich als berufenen Kämpfer gegen den „Umsturz“ empfehlen? Seine Uhr scheint nachzugehen. Die konservativen Freunde, die Ursache hätten, ihm dankbar zu sein, ließen ihn im Getümmel allein und erklärten, vornehm und korrekt, sie wollten sich nicht in den Streit mischen. Und auch von der Höhe herab wird sich kaum wieder eine Hand hilfreich dem früheren Hofprediger entgegenstrecken. Mit dem „Umsturz“ ist politisch kein Geschäft mehr zu machen. Herr Storder sollte sich seiner besten Tage erinnern und mit den ruhigeren Elementen der Sozialdemokratie, die auch nicht jeden Artikel des „Vorwärts“ billigen, zusammenarbeiten; als gläubiger Christ und Monarchist, aber auch als Fortführer des in anderer Zeit von Wichern begonnenen Werks. Uebrigens: mit der jetzigen Form des Parlamentarismus gehts nicht mehr lange weiter. Praktische Politik treiben kann doch nur heißen: wirken wollen, auf die Regierung und auf die Volkstimmung. Bei uns ist von solcher Wirkung schon längst nichts zu spüren. Die Herren reden, länger als je, selbst in Baskers Tagen, und Jeder meint, Ungeheures geleistet zu haben, wenn er den Vorredner verlegt und abgeführt hat. Der Reichstag ist neulich dreißig Jahre alt geworden. Die Herren Volksvertreter sollten die Osterferien benutzen, um der Frage nachzudenken, ob es der Mühe werth war, ihn zu schaffen, wenn er doch nur zu rhetorischen Spielen und Balgereien dient.



Zwischen den Schladten gab es ein Zdpfl. Graf Bülow und Fürst Herbert Bismarck tauschten artige Komplimente aus und drückten, als sie in der Hast des Komplimentirens ein bisschen spitzig geworden waren, vor versammeltem Kriegsvolk einander die Hand. Das konnte, da die gesellschaftlichen Beziehungen der Herren bekannt sind, nicht auffallen. Wichtiger war, daß der Abgeordnete für Jerschow die Behauptung aufstellte, die auswärtige Politik wäre der nicht Besetzten nicht kritischen, weil er die Geheimnisse der Diplomatie nicht kenne. Wer diese Worte las oder hörte, mußte zunächst an ein argumentum ad hominem denken. Hat der Abgeordnete für Jerschow nicht die auswärtige Politik der Herren Caprivi und Marschall kritisiert, sehr heftig sogar, im Parlament und in der Presse? Auf dieses Argument sei hier verzichtet und die Sache sachlich geprüft. Bismarck — wer Bismarck sagt, meint immer Otto Bismarck — hat, als er noch im Amt war, mitunter, wenn Windt-

horst oder Bamberger ihm ein feines Spiel zu stören drohten, ähnlich gesprochen wie jetzt sein Sohn. Ganz ernst hat er's nie gemeint. Das beweisen seine Briefe an Gerlach, beweist sein Verhalten nach der Entlassung. Er, der bei Monarchen und Ministern einen Schatz persönlichen Vertrauens gehäuft hatte, konnte in die Lage kommen, Anderen zuzurufen zu müssen: Laßt die Hände davon! Ihr kennt die tausend Fäden nicht, mit deren Verknotung ich zu rechnen habe! Daß er diesen Zustand nicht für den normalen hielt, zeigte er selbst später im Kampf gegen den Caprivismus. Und heute ist eine andere Zeit. An die fürchterlichen „Geheimnisse der Diplomatie“, die Bismarck schon als Bundestagsgesandter der Lächerlichkeit preisgab, glaubt heute kein Mensch mehr. Jeder weiß, daß diese Herren, wie andere Sterbliche auch, ihr Süppchen mit Wasser kochen und oft sehr froh sind, wenn sie von Bankdirektoren, Industriellen oder Journalisten zufällig politische Kenntnissen erfahren. Wer mit Beamten des auswärtigen Dienstes verkehrt, staunt manchmal über ihren Mangel an Informationen. Die Leiter großer Geschäftshäuser sind über ausländische Verhältnisse und Stimmungen gewöhnlich viel besser unterrichtet und besaßen sehr häufig die Irrthümer und Fehlschlüsse der zünftigen Diplomatie. Weiß man in der Wilhelmstraße denn ganz genau, was im Januar und Februar dieses Jahres in Windsor und London passiert ist, kennt man die Stimmungen und Verstimmungen, die im englischen Rebel entstanden? Und wußte man, ehe es hier gedruckt wurde, daß der General von Werder in Petersburg erklärt hatte, Deutschland wünscht in China mit Rußland zusammenzugehen, und der unangenehme Eindruck der Ernennung des Deutschen Kaisers zum britischen Feldmarschall könne verwischt werden, wenn auch der Zar ihm diesen Titel verleihe? Das — und manches Andere, was einstweilen besser verborgen bleibt — war Privatleuten bekannt. Und wie Vieles mögen erst Bankdirektoren wissen, die mit Rothschild, Beit und Rothstein persönlich verkehren! Nein: eben so wenig wie Griechenlands enthronte Götter regiren die Diplomaten heute die schöne Welt. Sie sind uns nicht ehrwürdiger als die alten Kuguren und wir können ihnen unsere Kritik nicht ersparen. Für sie wäre freilich ein Zustand bequemer, der ihnen gestattet, jede Kritik eines nicht zur Zunft Gehörigen als unbräunlich abzulehnen. Bequemer wohl; aber auch nützlicher? Die betitelten Herren treiben ja keine Schwarze Kunst, sondern wollen, selbst in Kniehosen und Galafrack, als moderne Menschen betrachtet werden. Dann aber sollten sie sich auch sagen, daß ein vernünftiger Zustand erst erreicht sein wird, wenn sie sich entschließen, mit Unbesammeten die Geschäfte zu besprechen, — nicht, um diese Privatleute als offizielle Werkzeuge zu benutzen, sondern, um als Gleiche mit Gleichen Gedanken darüber auszutauschen, auf welchem Weg und mit welchen Mitteln das Reichsgeschäft am Besten zu fördern ist.

